Ha
6650 b
AB
51 24
3, 24

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0001

Georg v. Zimmermann
Bentheimer Bibliothek.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0002

00 7th.

Germ.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0003

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0005

Proverbe VI Scene VI

Le beau trait d'humanité d'un de nos jeune & Princes envers un des frotteurs des appartemens a donné l'idée de ce petit Drame.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0006

Spiele
der
Kleinen Thalia.
Oder:
Neue kleine
dramatische Stücke
über
Sprüchwörter,
zur Bildung der Sitten der Kinder und jungen Leute von fünf bis zwanzig Jahren.

Zweite
umgearbeitete und verbesserte Auflage.

Aus dem französischen des Herrn von Moissy übersetzt.

Berlin, 1775.
Bey Christian Friedrich Himburg,
Buchhändler an der langen Brücke dem königl. Schloß gegen über.

2543

Universitäts-
und Landesbibliothek
DDR 401 Halle/Saale 1
August-Bebel-Straße 13 u. 50

Universitäts- u. Landes
HALLE
(SAALE)

AB 51 h, 24

Vorbericht.

Die Erziehung, welche dem menschlichen Geschlechte so wichtig ist, kann nicht unter zu vielen Gesichtspunkten betrachtet werden, und es wäre zu wünschen, daß selbst die angesehensten und berühmtesten Schriftsteller, solche Arbeiten nicht zu geringe hielten, welche der Erziehung nüzlichere und angenehmere Wege, als bisher bekannt sind, zeigen könnten.

Ohnerachtet der vielen Schriften, (sagt ein berühmter Weltweise unserer Zeit) welche die öffentliche Wohlfahrt zum Zweck haben, ist der erste und vornehm-

ste unter allen, nehmlich die Kunst den Menschen zu bilden, noch bisher vernachläßiget worden.

Wie viele Romane kommen nicht täglich zum Vorschein die nur dazu dienen, die Seele, so bald sie einiger Stärke fähig ist, zu verzärteln, die sich allezeit in einem Cirkel mehr oder weniger gefährlicher Galanterien herumdrehen, den Verstand der Kinder mit den Schwachheiten ihres Herzens belustigen, und ihnen dadurch nichts, als die Sprache des verfeinerten Lasters, beybringen!

Man muß die Kinder für die Welt unterrichten; und der Unterricht den man ihnen giebt, muß ihnen in angenehmen Gemälden dargestellet werden. Diese Gemälde müssen in ihrem Herzen und in ihrem Verstande den Hang, welchen die

menschliche Natur zum Laster hat, verringern, sie müssen ihnen die Tugend eines jeden Alters sanft und für das menschliche Leben nothwendig finden lassen, damit die Kinder sie ohne große Mühe, und als ein Mittel zur Ruhe und des Glücks auszuüben, wünschen mögen.

Die große Kunst ist also diese, daß man die Kinder, so zu sagen, durch eine Art von Betrug, und ohne daß sie diesen Betrug merken, zur Tugend führe.

Das einzige Mittel zu dieser Kunst zu gelangen, ist, daß man ihnen Unterricht unter der Gestalt der Vergnügungen ertheile; alsdann werden ihre Fähigkeiten, sich Begriffe zu machen und zu empfinden, sich entwickeln.

Diese Betrachtungen haben die Idee hervorgebracht, eine gewisse Anzahl

Sprüchwörter zu dialogiren, die, wenn man sie mit einem philosophischen Auge betrachtet, ohne, außer der Sphäre der Kinder und junger Leute zu seyn, über ihre kleinen strafbaren Neigungen und über den Saamen der in ihnen aufkeimenden Fehler und Laster nützliche Lehren abgeben können.

Diese in Gesprächen abgefaßte Sprüchwörter, haben, ausser dem Nuzzen des moralischen Unterrichts, welcher in denselben dem verschiedenen Alter und verschiedenen Ständen gemäß ist, auch noch diesen Vortheil, daß sie die Kinder lehren mit Zuversicht zu sprechen, und von selbst sich über Sachen die sie angehen, und die ihnen angenehm und wichtig sind zu unterhalten.

Diesen

Diesen Nuzzen muß man auf folgende Art zu erhalten suchen.

Wenn man von Kindern die Rollen lernen läßt, welche sie in diesen Sprüchwörtern haben, um sie als eine kleine Comedie spielen zu lassen, so muß man hauptsächlich diejenige wählen, welche sich für ihr Alter und für den Fehler den man verbessern will, am besten schickt.

Nach dem Grade ihres Verstandes kann man sie dahin leiten, selbst die Dialogen durch alle Scenen, die sie auswendig hersagen, auszudehnen, sich zu sehr von der Handlung zu entfernen.

Nichts wird junge Leute besser anführen mit einer gewissen Leichtigkeit und mit einer anständigen Zuversicht in Gesellschaften zu reden, ihrer Einbildung Kräfte zu geben, und ihre Ideen mit Ordnung

vermehren, als diese kleinen dramatischen Stücke, welche von ihnen theils aus dem Gedächtniß, theils aus dem Stegereif vorgestellet werden.

Aus dieser Ursach hat man die Stellen angemerkt, die da können verändert und in dem geschriebenen Dialoge weiter ausgedehnet werden, indem man über diese Stellen das Wort: aus dem Stegereif, gesetzet hat.

An diesen Stellen des Dialogs, müssen diejenigen, die die Ausführung derselben zu dirigiren über sich nehmen, die Kinder anhalten, sie dem Zwischenredner ihre Repliquen, wie bey der Vorstellung der Comedie, selbst zu erwiedern.

Man hat die Repliquen mit kleiner Schrift gedruckt, damit man sie desto leichter unterscheiden könne. Vermöge

dieser

dieser Uebung, die von den Kindern als eine bloße Ergötzung angesehen wird, wird unter ihnen eine lebhafte Nacheiferung des Geistes entstehen; sie werden alle insgesamt lernen zu handeln, zu reden, zu denken, und ihre Handlungen, ihre Ideen und ihre Reden in schicklichen Grenzen zu halten.

Nach diesen Erinnerungen hoffet man, daß dieses Werk, so kindisch es gewissen Leuten scheinen mag, nicht ein gleiches Schicksal bey solchen haben wird, die ihre Kinder oder Untergebene mit derjenigen vernünftigen und wohlgeordneten Zärtlichkeit lieben, die nur dahin abzielet, das Glück dieses interessanten Theils der Menschen zu machen, und denselben ferner ohne Gefahr für die Sitten, so vernünftig als tugendhaft zu bilden.

Verzeichniß

der Stücke mit dem Inhalt des moralischen Gegenstandes, welcher unter einem jeden derselben abgehandelt worden.

Erstes Sprüchwort.

Die Puppe.

Eine Anweisung für kleine Kinder, die ihre Hofmeisterinnen nicht genug ehren.

Zweytes Sprüchwort.

Die Näscherinnen.

Eine nöthige Lehre für Kinder, welche Näscher und Lügner sind.

Drittes Sprüchwort.

Die Menuet und Allemande.

Ein Mittel, denen Kindern, deren Eltern nicht reich genug sind ihnen Lehrmeister zu halten, eine löbliche Nacheiferung einzuflößen.

Viertes Sprüchwort.

Die Sperlinge.

Angenehmer und überredender Unterricht, Kinder zu überzeugen, daß man an niemanden, auch

auch selbst nicht an Thieren, Tücke ausüben müsse.

Fünftes Sprüchwort.

Die Taschen.

Ein gutes Beyspiel einer Mutter für ihre Tochter, niemals das Vertrauen fahren zu lassen, welches sie ihrem Manne schuldig ist.

Sechstes Sprüchwort.

Das Kleid ohne Tressen.

Ein Zug eines guten Herzens, um einen jungen Menschen zu bewegen, daß er nicht die Pracht liebe, und das, was sie kostet, dazu anwende, den Nothleidenden beyzustehen.

Siebentes Sprüchwort.

Die beyden Arzeneyen.

Eine nützliche List, Kinder durch die Eigenliebe zu bewegen, in der Krankheit Arzeney zu nehmen.

Achtes Sprüchwort.

Die Uebersetzung.

Ein Mittel, Kinder dahin zu bringen, daß sie nicht verdrießlich werden, wenn sie bey ihrem Studieren Schwierigkeiten finden.

Neun-

Neuntes Sprüchwort.

Das Duell.

Lehren für Kinder von stolzer und eigensinniger Gemüthsart.

Zehntes Sprüchwort.

Der kleine dreuste Bauer.

Ein Beyspiel, den blöden Kindern, die nichts unternehmen, eine anständige Dreustigkeit einzuflößen.

Eilftes Sprüchwort.

Das Vesperbrod.

Lehren in Ansehung der natürlichen Gleichheit, welche hochmüthig erzogenen Kindern, die armer Leute Kinder verachten, können gegeben werden.

Zwölftes Sprüchwort.

Das Qui pro quo.

Eine nützliche Moral für Kinder eines Bauren, oder andern gemeinen Mannes, welche in Dienst gehen wollen.

Dreyzehntes Sprüchwort.

Das glückliche Naturel.

Ein schönes Beyspiel der Zärtlichkeit eines Sohnes für seine Mutter, die er nicht kennet.

Vier-

Die Puppe.

Erstes Sprüchwort:

Allzu viel schwatzen bringt Schaden.

Personen.

Mamsel Minchen, ein Kind von fünf Jahren.

Die Mutter.

Die Hofmeisterin.

Herr von Rum, ein Freund des Hauses.

Die Scene ist in dem Zimmer der Hofmeisterin, und die Handlung trägt sich um 10 Uhr des Morgens zu.

Erster Auftritt.

Das Kind allein, das mit seiner Puppe spricht. (Aus dem Stegreif)

Nun! Mamsel, werden Sie thun was ich Ihnen sage? Wollen Sie sich auch hübsch gerade halten? Bedenken Sie, daß ich ihre Hofmeisterin bin, und daß eine Hofmeisterin Gehorsam verlangen kann, daß sie Sie schelten kann, wenn sie will, und daß sie Sie strafen kann, wenn Sie nicht gehorchen wollen. . . . Ey! . . . . Mit wem rede ich? Wollen Sie . . . . Nun? . . . . O! Sie sind nicht aufgeräumt. . . . Ey schön! Sie werden einen Klaps auf die Schulter kriegen, wie mir meine Hofmeisterin öfter zu unrechter Zeit giebt; ja ich bin nicht so böse gegen sie, als meine Hofmeisterin gegen mich, und Sie sind doch

nicht gehorsamer; Aber ich will es just so machen wie Sie, und Sie sollen es mit mir zu thun kriegen.

Zweyter Auftritt.

Das Kind. Die Hofmeisterin.

Die Hofmeist. welche das Gespräch des Kindes mit angehöret, ohne daß sie es gesehen hat.

Ey! Ey! Mamsel, Sie sagen ihrer Puppe hübsche Sachen vor; ich schlage Sie also zu unrechter Zeit; ich bin also böse; so gleich geben Sie mir ihre Puppe. (Sie nimmt die Puppe) Sie sollen sie in acht Tagen nicht wieder sehen, damit Sie lernen inskünftge dergleichen Reden nicht mehr zu führen.

Das Kind. Ich wußte ja nicht, Mamsel, daß Sie da waren; o! geben Sie mir meine Puppe wieder.

Die Hofm. Nein Mamsel.

Das Kind. Sie wollen nicht?

Die Hofm. Nein, sage ich Ihnen, sie ist bey Ihnen in zu schlechter Gesellschaft; Sie sagen ihr Unwahrheiten vor; und das ist nicht gut.

Das Kind. (Aus dem Stegreif.) Ja! Mamsel, es ist wahr, ich habe ihr gesagt, daß Sie böse wären, und das ist keine Unwahrheit, wie Sie sehen, weil Sie mir meine Puppe nehmen wollen; warum hören Sie denn, was ich ihr sage? Es schickt sich auch nicht Leute zu behorchen die mit einander re-

reden; würde es Ihnen wohl lieb seyn, wenn ich Sie behorchte.

Die Hofm. Nein, aber wenn Sie es thäten, so würden Sie wenigstens niemals etwas übels hören.

Das Kind. Aber ich thue es doch nicht.

Die Hofm. Und Sie müssen es auch nicht thun: aber ich muß allenthalben auf Ihre Aufführung Acht geben.

Das Kind. O! geben Sie mir meine Puppe wieder.

Die Hofm. Nein, Sie sollen sie durchaus nicht wieder haben.

Das Kind. Sie wollen sie mir also nicht wieder geben? Sie wollen nicht?

Die Hofm. Nein,

Das Kind. Gut! behalten Sie sie, ich weiß wohl, was ich thun will.

Die Hofm. Nun! was wollen Sie denn thun?

Das Kind. (Aus dem Stegreif) Warten Sie nur, ich will sie wohl wieder bekommen. Sehen Sie, da kömmt Herr von Rum, der mein und meiner Mama Freund ist: der soll sie mir schon wiedergeben lassen.

Die Hofm. O! Sie irren sich Mamsell, wenn Sie glauben daß er mich zwingen könnte sie Ihnen wieder zu geben.

Dritter Auftritt.

Herr von Rum. Das Kind. Die Hofmeisterin.

Das Kind. O mein lieber Freund! Sehen Sie, Mamsell hat mir meine Puppe genommen, weil ich mit ihr plauderte, und will sie acht Tage behalten.

Herr von Rum. Und warum denn? Mamsell, geben Sie doch Mamsell Minchen aus Freundschaft zu mir die Puppe wieder.

Die Hofm. Nein, mein Herr, ich habe viele Hochachtung für Sie, aber ich habe Ursache Mamsell lächerlicher Reden wegen, die sie mit ihrer Puppe führet, zu strafen, ich muß ihr die Mittel benehmen sich auf meine Rechnung mit ihr zu unterhalten.

Herr v. Rum. Ey! was sagte sie denn von Ihnen?

Das Kind. O! ich sagte der Puppe nur, daß sie böse wäre! und das ist wahr, weil Sie mir meine Puppe nicht wieder geben will.

Herr v. Rum. O Mamsell geben Sie ihr sie doch wieder, sie wird es nicht mehr sagen.

Die Hofm. Nein, mein Herr, ihre Bitte ist vergebens, ich werde sie ihr nicht wieder geben.

Das

Das Kind. Sehen Sie mein guter Freund, ob ich wohl gelogen habe, wie Mamsell sagt; Fodern Sie nur ernsthafter.

Herr v. Rum. Mamsell, ich will durchaus, daß Sie Minchen die Puppe wiedergeben.

Die Hofm. Und ich will sie nicht wieder geben.

Das Kind. Sie sehen, wie eigensinnig sie ist: Sie wird wohl sagen, daß ich es bin; — ich weiß wohl jemand, der sie wieder schaffen soll.

Die Hofm. Gut! wir wollen sehn.

Vierter Auftritt.

Die Hofmeisterin. Das Kind. Herr von Rum. Die Mutter.

Herr v. Rum. zur Mutter. Madame, ich wünsche Ihnen wohl geschlafen zu haben, Mamsell Minchen ist heute sehr betrübt.

Das Kind. Ach mein liebes Mamachen! Sie kommen zu rechter Zeit; küssen Sie mich, mein Mamachen.

Die Mutter. (küßt sie) Guten Morgen Minchen. Nun was ist denn? ich wette, du hast deiner Hofmeisterin Verdruß gemacht, du weißt, daß ich das nicht gerne habe.

Das Kind. Ich auch nicht, Mamachen; denn ich werde am meisten dafür bestraft: Aber Mamachen ich kann zu keinem mehr meine Zuflucht nehmen als zu Ihnen, um meine Puppe wieder zu erhalten, welche mir meine Hofmeisterin genommen hat.

Die Mutter. Mamsell hat dir gewiß deine Puppe genommen, weil du es verdienet hast.

Die Hofm. Ja, Madame, Mamsell sagt ihr Dinge vor, die nicht gut sind; sie sagt ihr vor, ich sey böse, ich wüste selbst nicht was ich wollte.

Die Mutter. Ey! Ey! Minchen, daran hat Mamsell ganz recht gethan.

Das Kind. O! mein liebes Mamachen, lassen Sie sie mir wieder geben, es soll nicht mehr geschehen, ich verspreche es Ihnen.

Herr v. Rum. Nun Madame, dieses Versprechen muß sie entwafnen; Mamsell Minchen hat zu keinem mehr Zuflucht als zu Ihnen; denn sie hat ihre Hofmeisterin vergebens gebeten; mein Bitten hat auch nichts geholfen, also ....

Die Mutter, zur Hofmeisterin. Geben Sie ihr Mamsell, diesmal die Puppe wirder, (zu dem Kinde.) Aber Minchen, das erste mal daß du mit deiner Puppe wirst wieder solche Unterredung anstellen,

so

so soll Sie sie dir in deinem Leben nicht wieder geben.

Das Kind. Ja Mamachen.

Die Mutter. Ich will, daß du für diene Hofmeisterin so viel Ehrfurcht hegest, als für deine Mutter.

Das Kind. Ja Mamachen.

Die Mutter. Daß du so vernünftig seyst und glaubest, daß sie meine Stelle bey dir vertrit, weil ich nicht immer bey dir seyn kann.

Das Kind. Ja Mamachen.

Die Mutter. Und daß, wenn du ihr misfällst, auch mir misfällst.

Das Kind. Ja Mamachen.

Die Mutter. zur Hofmeisterin. Nun, Mamsell, geben Sie ihr diesmal die Puppe wieder, (zu dem Kinde) und du, Minchen, denke daran, was du mir versprochen hast, und halte hübsch Wort.

Das Kind. Ja, Mamachen.

Die Hofm. (indem sie ihr die Puppe wieder giebt,) Da haben Sie sie Mamsel; Aber vergessen Sie nicht, was Ihnen Ihre Frau Mama . . . .

Das Kind. Nein, meine Liebe . . . (indem sie die Puppe nimmt.) O! da habe ich sie wieder, ich wußte wohl, daß ich sie wieder bekommen würde, es hat mir aber doch Mühe gekostet . . . Seyn Sie zufrieden, ich will niemals mehr reden . . . nein von Ihnen ganz und gar nicht, ganz und gar nicht. O! ich sehe wohl, daß ohne Mamachen . . . . Aber stille! — allzu viel schwazen bringt Schaden!

Die Näscherinnen.

Zweytes Sprüchwort:

Gar zu fein hält nicht.

Personen.

Die kleine Caroline. }
Die kleine Josephine. } Bruder und Schwestern von 7 bis 8 Jahren, Kinder eines Juwelen Händlers.
Der kleine Dulack. }

Herr Dulack, Juwelen-Händler, der Vater dieser drey Kinder. Ein Witwer.

Charlotte, das Mädchen im Hause.

Der Auftritt ist in einem Hinter-Laden, welcher zugleich zum Speisezimmer dienet, und wo eine Schenke ist. Die Handlung fängt des Abends um sechs Uhr an.

Erster Auftritt.

Caroline. Josephine.

Caroline. Schwesterchen, Charlotte kommt nicht wieder uns Vesperbrod zu geben; es ist schon sechs Uhr.

Josephine. O, Papa hat sie weit weg geschickt, sehr weit weg; er ist in dem Laden, soll ich ihn um unser Vesperbrod bitten?

Caroline. Er wird uns trocken Brod geben; es ist in der Schenke ein gut Stück Torte.

Josephine. Und auch noch etwas Confituren.

Caroline. Papa ist in dem Laden mit den Kaufleuten beschäftigt. (Sie macht die Schenke auf) Siehst du Schwesterchen, wir wollen ein wenig davon essen, doch so, daß man es nicht merken kann.

Josephine. Gut, hast du ein Messer?

Caroline. Ja, da, laß uns ein wenig von der Torte abschneiden. (sie schneidet etwas von der Torte) Siehe, da, das ist für dich, und das ist für mich, siehst du, man kann es fast nicht sehn.

Josephine. (ißt.) Nein; aber ich habe nichts mehr. Leihe mir dein Messer. (Sie schneidet etwas ab) Ich will noch diese kleine Ecke nehmen.

Caroline. Und mir? gieb mir auch davon.

Jose-

Josephine. Ja, aber die Torte ist bald verzehrt.

Caroline. Was ist daran gelegen, sie schmeckt zu gut. Gieb mir das Stückchen noch; nicht mehr als das. Ach! nun ist das ganze Stück zerbrochen. Wie wollen wir es nun machen?

Josephine. Ey! wir wollen alles aufessen. Wir wollen die Schenke offen lassen, und sagen, daß es die Katze gethan hat.

Caroline. Du hast recht, es ist besser als wenn wir dies kleine Stück ganz zerbrochen liegen lassen. Nimm. (sie theilen noch das übrige von der Torte.)

Josephine. Ach wie schön schmeckt eine solche Torte; wenn ich groß seyn und Geld haben werde, will ich alle Mahlzeiten Torte essen.

Caroline. Da hast du nun deinen Theil.

Josephine. Und ich auch meinen: willst du auch Confituren?

Caroline. Ja ein wenig, wir wollen es aber nicht so wie mit der Torte machen; wir wollen nicht alles aufessen: Nimm einen kleinen Löffel für mich, und einen für dich, wir wollen wechselsweise einen nehmen.

Josephine. Ja, nimm, (Caroline nimmt, und so fahren sie wechselsweise eine nach der andern fort.)

mir,

mir, dir, mir, dir, mir; O da ist schon der Boden des Topfs, wie ich setze.

Caroline. Schwesterchen, da kommt der Bruder aus der Schule, verstecke geschwind alles, wir wollen die Schenke zumachen; mache hurtig, hurtig. (Josephine macht die Schenke zu.)

Zweyter Auftritt.

Caroline, Josephine, der kleine Dulack ihr Bruder.

Der kleine Dulack. Schwesterchens, wo ist Charlotte? habt ihr Vesperbrod gegessen?

Caroline. Nein, wir warten auf sie, sie ist ausgegangen etwas zu bestellen, sie wird bald wieder kommen.

Der kleine Dulack. O! mich hungert, ich will mein Vesperbrod aus der Schenke hohlen.

Caroline. Bruder, mache die Schenke nicht auf, du weißt wohl, daß Papa nicht will, daß wir uns selbst Vesperbrod nehmen.

Der kleine Dulack. Aber mich hungert, und ich will nur Brod nehmen.

Josephine. (widersetzt sich ihrem Bruder,) O! Du sollst die Schenke nicht aufmachen; Charlotte

wird

wird bald wiederkommen, warte ein wenig, wir warten ja auch.

Herr Dulack. (ruft aus dem Laden.) Dulack, was machst du da?

Der kleine Dulack. Nichts Papa. (Er geht weg und geht in den Laden.)

Dritter Auftritt.

Josephine. Nun ist er in dem Laden beschäftiget, wir wollen den Confiturtopf völlig ausleeren, es ist jetzo an mir zu nehmen. (sie macht die Schenke wieder auf.)

Caroline. Nein, es ist an mir.

Josephine. (stößt sie) Mamsell es ist an mir. (sie greifen beyde in den Topf.)

Caroline. Siehe was Du machst, Mamsell, es ist fast gar nichts mehr darinn; Du bist immer so näschig. . . .

Josephine. O das bist Du; wie werden wir es nun machen? und wenn man sehen wird, daß weder Torte noch Confituren mehr da sind. . . .

Caroline. Weißt Du was man thun muß? Siehe da die Katze schläft, wir wollen sie in die Schenke einschließen, wir wollen den Confitur-

topf

topf zerbrechen, dann wird man glauben, daß die Katze alles gefressen und zerschmißen hat. (Sie schlägt den Confiturtopf in Stücken.)

Josephine. (nimmt die Katze) Das ist gut, das ist gut, halte sie feste, nimm dich in acht, daß sie nicht weglauffe.

Caroline. O nein; gieb, halt (sie setzt die Katze in die Schenke.) die Schenke ist feste zu, geh, wir sind recht schlau.

Vierter Auftritt.

Caroline, Josephine, der kleine Dulack, Charlotte.

Der kleine Dulack zu Charlotten. O liebe Charlotte, wir haben lange auf Sie gewartet, daß Sie uns Vesperbrod geben sollte.

Charlotte. Können Sie sich denn nicht selbst nehmen?

Der kleine Dulack. Meine Schwestern wollten nicht.

Josephine. Nein liebe Charlotte, Papa hat es verboten, wir sollten die Schenke nicht aufmachen wenn Sie nicht da wäre.

Charlotte. Ich will Ihnen was geben, warten Sie nur noch einen Augenblick. (Sie höret das Geräusch der Katze in der Schenke.) aber was ist da in der Schenke?

Caroline. Wir wissen es nicht.

Der kleine Dulack. Ich wette, das ist die Katze, die in der Schenke verschlossen ist.

Josephine. Vielleicht! O, das wäre poßierlich.

Charlotte. (macht die Schenke auf und die Katze läuft heraus) die verhenkerte Katze, wie habe' ich mich erschrocken.

Der kleine Dulack. (kuckt in die Schenke.) Liebe Charlotte, sie hat den Confiturtopf zerbrochen; ach sie hat auch das übrige der Torte von heute Mittag aufgefressen.

Caroline. Ach! die häßliche Katze, sie muß Schläge haben; wart', ich will sehen, daß ich sie erhasche.

Charlotte. Wie ist dieses aber zugegangen, daß die Katze in der Schenke eingeschlossen ist, Mamsells?

Josephine. Liebe Charlotte, das ist nicht unsere Schuld. Sie hat sie vielleicht ehe sie weggegangen. . . .

Caroline. Sie war so eilig, meine Liebe, und sie wird wohl die verhenkerte Katze eingeschlossen haben, ohne darauf acht zu haben; sie kriecht allenthalben herein.

Charlotte. Mamsells, da steckt was dahinter; sehen Sie mich an.

Josephine und Caroline. Nun liebe Charlotte, glaube sie nicht, daß wir es gewesen sind.

Charlotte. Ja, das ist eben nichts neues von Ihnen, denn Sie sind sehr näschich.

Caroline. Ach liebe Charlotte, ich versichere Sie . . . . Frage sie doch meinen Bruder.

Charlotte. Ja, fragt meinen Cameraden, der eben ein solcher Schelm ist, wie ich.

Fünfter Auftritt.

Caroline. Josephine. Der kleine Dulack. Charlotte. Herr Dulack.

Herr Dulack. Was ist für ein Lerm da?

Der kleine Dulack. Es ist nichts Papa. Die Katze ist in der Schenke verschlossen gewesen, und hat den Rest von der Torte und den Confitüren aufgefressen und den Topf zerbrochen.

Charlotte. Monsieur und die Mamsells wollen es mir einbilden; sie haben vermuthlich alles aufgegessen und wollen es nun auf die arme Katze bringen, die sie in die Schenke eingeschlossen haben.

Herr Dulack. Ist das wahr, Mamsells?

Caroline. Nein, ich versichere Sie, Papa.

Josephine. O gewiß nicht. Wir sind es nicht gewesen.

Herr Dulack. Ihr seyd es nicht (zum kleinen Dulack) und du, Monsier, Du sagst nichts?

Der kleine Dulack. Wenn ich nichts sage, lieber Papa, so weis ich auch nichts; ich weis nur, daß ich nicht Vesperbrod gegessen, und daß mich sehr hungert.

Josephine. Und ich auch.

Caroline. Und ich auch.

Charlotte. Die häslichen Kinder! Man kann nicht einen Augenblick den Rücken wenden.

Herr Dulack. Das ist schön, Charlotte, ein andermal wird Sie hübsch die Schenke zumachen.

Charlotte. Herr Dulack, ich versichere Sie, sie war zu, und die Katze war nicht darinn, als ich ausgieng, sondern schlief auf dem Stuhle.

Herr

Herr Dulack. Ich hoffe doch nicht, daß ihr zugleich Näscher und Lügner seyn werdet!

Josephine und Caroline. (zugleich und stotternd.) Nein gewiß nicht Papa.

Herr Dulack. Aber wie ist die Katze in die Schenke gekommen, wenn sie verschlossen gewesen ist? Die Schenke ist nicht so groß, daß man eine Katze darinn nicht sehen sollte, wenn man sie zuschließt, und überdem fressen die Katzen zwar Torten, aber keine Confitüren. Gleich gesteht mir, wer von euch hat sich die Torte und die Confitüren belieben lassen.

Der kleine Dulack. Papa, ich bin erst gekommen, Sie haben mich selbst sehen durch den Laden gehen.

Josephine und Caroline. (zugleich.) Lieber Papa, Charlotte blieb so lange aus — und wir waren so hungrig — —

Herr Dulack. So! also abermals ein Näscherey! Gut. Und wer von euch hat den Einfall mit der Katze gehabt?

Josephine. Caroline, Papa.

Herr Dulack. Gut; du mein Sohn laß dir nur gleich dein Abendbrod geben; da es doch einmal zum Vesperbrod zu spät ist, du sollst auch

dafür etwas warmes haben; und ihr Mamsells werdet eurem Bruder zusehen, und Josephine soll überdem morgen ohne Frühstück zur Schule gehen.

Josephine und Caroline. (zugleich.) Lieber Papa, wir —

Herr Dulack. Nicht ein Wort mehr; eure Näscherey und eure häßliche Lügen verdienten eine ganz andere Züchtigung, und bloß euer freywilliges Geständniß macht daß ich es für diesesmal dabey bewenden lasse. Ihr glaubtet eure Sachen recht klug anzufangen, und dachtet nicht an das Sprüchwort: gar zu fein, hält nicht.

Ende des zweyten Sprüchworts.

Die

Die Menuet, und die Allemande.

Drittes Sprüchwort.

Was ein guter Haken werden will, krümt sich bey Zeiten.

Personen.

Herr und Frau Befor, Vater und Mutter.

Der kleine Befor,
Die kleine Befor,
} Bruder und Schwester, neun bis zehn Jahr alt.

Der kleine Düpre, von eben dem Alter, ein Sohn einer armen Spitzenstopperin, welche in dem fünften Stockwerke des Hauses des Herrn Befors wohnet.

Herr Canif, Schreibmeister.

Herr Despaßes, Tanzmeister.

Zu bemerken ist, daß Herr Befor ein Finanzier ist.

Der Auftritt ist in dem Arbeitssaal des Herrn Befors, worinn ein Schreibtisch steht. Die Handlung gehet um 10 Uhr des Morgens vor sich.

Erster Auftritt.

Der kleine Befor, und der kleine Düpre.

Der kleine Befor. Höre Düpre, willst du wohl eine Seite für mich schreiben? Mein Lehrmeister kommt erst in einer halben Stunde, indessen werde ich auf den Hof gehen und mich schauckeln.

Der kleine Düpre. Ja, das will ich wohl thun.

Der kleine Befor. Nun! wolan! so setze dich hin, und mache fort; schreib aber nicht gar zu gut, sonst würde mein Lehrmeister sehen, daß ich es nicht . . . .

Der kleine Düpre. Schon gut, schon gut, überlaß es mir nur; wenn es mir möglich ist, will ich schreiben als wenn du es geschrieben hättest.

(Der kleine Befor gehet ab)

Zweyter Auftritt.

Der kleine Düpre. (Ganz allein, fängt an zu schreiben, und im vollen Schreiben spricht er ganz langsam, und hält zuweilen dabey ein.) (aus dem Stegreif) O wie nachläßig ist der kleine Befor! O über den ungezognen Knaben! In zwey Jahren kann er noch nicht die Buchstaben machen wie es sich gehöret, und ich habe Gottlob ganz allein schreiben gelernt, als wenn ich noch länger als er einen Lehrmeister gehabt hätte. (Er betrachtet das was er

geschrieben) Aber, das ist viel zu gut, man wird es nicht glauben, daß er es geschrieben; doch, so schlecht kann ich es nicht machen, als es dazu seyn müßte.

Dritter Auftritt.

Die kleine Befor. Der kleine Düpre, der immer fortschreibt.

Die kleine Befor, (welche über die Schulter des kleinen Düpre wegsieht.) Was machst du denn da, Monsieur Düpre?

Der kleine Düpre. (in etwas beängstigten Tone) Ach! Mademoiselle . . . ich thue hier . . . es ist nur . . . . aber ich soll es ja nicht sagen . . . . es ist nichts weiter, als daß Ihr Herr Bruder mich gebeten hat. . . Wie befinden Sie sich, Mademoiselle?

Die kleine Befor. Recht wohl! Ach! ich verstehe wohl, du schreibst die Seite für meinen Bruder; so wird mein Bruder schön schreiben lernen; es ist ein nachläßiger Bursche, der nimmermehr etwas lernen wird; aber ich werde es seinem Lehrmeister sagen.

Der kleine Düpre. Ach! Mademoiselle, ich bitte Sie, sagen Sie es ihm nicht; sehen Sie, da ist es fertig.

Die kleine Befor. Da hast du es wieder, mein lieber Düpre, du thust ihm da einen sehr schlechten Dienst.

Vier-

Vierter Auftritt.

Die kleine Befor. Der kleine Düpre. Der kleine Befor. Herr Canif.

Der Herr Canif zum kleinen Befor. Wie! Monsieur, meynen Sie, daß Sie da etwas lernen werden, wenn Sie auf dem Seil sich herum schwenken? und schämen Sie sich nicht, daß Sie seit zwey Jahren? . . . .

Der kleine Befor. Aber, Herr Canif, hier ist ja meine Seite fertig geschrieben.

Der Herr Canif, nimmt das geschriebene Papier vom Tisch. Ist es das? Ey! Ey! . . . . Das ist schön . . . . sehr schön . . . . Aber wie? . . . . Aber . . . . O, das haben Sie nicht geschrieben . . . Sie wollen mich betrügen.

Der kleine Befor. Wie denn so? Herr Canif. (bey Seite zu dem kleinen Düpre) Du hättest nicht sollen so gut schreiben.

Die kleine Befor. Ja, ganz gewiß, Herr Canif, mein Bruder betrügt Sie, Düpre hat diese Seite geschrieben, um meinen Bruder recht nach Herzenslust herumschaukeln zu lassen.

Der kleine Befor. Nun, nun, Schwester, was geht dir das an?

Die kleine Befor. (aus dem Stegreif) Das geht mir so viel an, mein Bruder, daß ich nicht gerne will, daß du ein Müßiggänger seyst, und ein Müßiggänger, der gar nichts lernt.

Herr

Herr Canif. (zum kleinen Düpre.) Sie sind es, mein kleiner lieber Freund, der dieses geschrieben? Sie haben eine gute Hand, ... eine sehr schöne Hand, fürtreflich; und von wem lernen Sie denn schreiben?

Der kleine Düpre. Von niemanden, mein Herr!

Herr Canif. Wie so, von niemanden?

Der kleine Düpre, (aus dem Stegreif) Nein, mein Herr! Ich habe Monsieur Befor gebeten mir seine alte Vorschriften zu geben, ich habe es vermittelst eines Schreibebuchs, das man mir geliehen, von mir selbst gelernt; aber das ist noch gar nichts. (Er zieht ein groß Pappier aus der Tasche, worauf allerley Arten von Schrift.) Da, mein Herr, ist etwas von meiner Hand.

Herr Canif. (betrachtet es.) Ey, der Henker! das ist fürtreflich; in ihren Jahren. Das ist zum Erstaunen. Wie! von selbst ....

Der kleine Düpre. Ja, mein Herr! meine Mutter ist nicht im Stande mir Lehrmeister zu halten, und ich habe wohl lernen müssen dieselben zu entbehren, und von mir selbst etwas zu lernen.

Herr Canif. Nun Monsieur Befor, nun können Sie sehen, Sie, der seit zwey Jahren einen Lehrmeister hat, und kaum die ersten Buchstaben machen kann, sollten Sie sich nicht zu Tode schämen, diesen kleinen braven Mann zu sehen? ... Mit einem Wort, ich will Sie nicht mehr unterrichten,

richten, meine Ehre würde dabey leiden, und ich werde es anitzt Ihren Herrn Vater sagen.

Der kleine Befor. O Himmel, Herr Canif . . . . es ist ja nur . . . .

Herr Canif. Wie? Es ist ja nur . . . . die ganze Sache ist, daß Sie faul sind, und nimmermehr etwas lernen werden; ich mag nichts mehr damit zu thun haben: Adieu.

Fünfter Auftritt.

Die vorigen. Madame Befor.

Herr Canif. Ach! Madame, ich bitte Sie um Verzeihung, aber Sie finden mich sehr aufgebracht, sehen Sie sich nach einen andern Schreibmeister für ihren Herrn Sohn um, denn ich bin es müde ihn vergeblich zu unterrichten. Er hat in zwey Jahren nichts gelernet, und sehen Sie hier dieses Kind, es hat niemals einen Lehrmeister gehabt, und schreibt wie ein Engel. Da, sehen Sie, Madame. (Er giebt den geschriebenen Bogen des kleinen Düpre der Madame Befor, die denselben behält.) Wenn ich wollte fortfahren Ihrem Herrn Sohn Stunden zu geben, so würde ich Sie um Ihr Geld bringen.

Madame Befor. Das böse Kind! Ich weis gar nicht mehr was ich mit ihm anfangen soll.

Die kleine Befor. Mama, unser Tanzmeister ist da.

Mada-

Madam Befor, zu dem Herrn Canif. Mein lieber Herr Canif, lassen Sie es sich nur nicht verdriessen. Kommen Sie morgen wieder, ich werde es meinem Mann sagen, und wir wollen sehen ob er, wenn wir ihn gezüchtiget haben, wie er es verdienet, ...

Herr Canif. So empfehle ich mich denn, Madam, aber bestraft muß er werden, und das recht scharf. Ich empfehle mich Ihnen, Madam.

Madam Befor. Ihre Dienerinn.

Sechster Auftritt.

Madame Befor. Der kleine Befor. Seine Schwester. Der kleine Düpre. Herr Despasses.

Madam Befor. Kommen Sie doch herein, Herr Despasses.

Herr Despasses. (der eine regelmäßige Verbeugung macht.) Ergebener Diener, Madame.

Madam Befor. Herr Despasses, ich glaube daß Sie eben so wenig mit meinem Sohne, dem unartigen Knaben zufrieden sind, als sein Schreibmeister, Herr Canif.

Herr Despasses. In der That, Madam, er nimmt sich eben nicht sonderlich aus; wenn ich die Zeit rechne daß ich ihn in Händen habe, so gehört er nicht unter die Schüler, die ihrem Lehrer Ehre machen; dagegen aber rechtfertiget mich Ihre Ma-

demois

demoiselle Tochter, und belohnt mir die Mühe wieder, die ich an beyde wende. (zu dem kleinen Befor) Wolan, Monsieur, tanzen Sie eine Menuet mit Ihrer Mademoisell Schwester, wenden Sie sich wenigstens zu rechter Zeit um, seyn Sie in allen Ihren Bewegungen nicht so ungeschickt, und geben ein wenig mehr auf den Tackt acht.

Madam Befor. Ich sage es dir, mein Sohn, führest du dich bey Herrn Despasses nicht besser auf als bey deinem Schreibmeister, so gebe ich dich in Pension, da kannst du denn brav lateinisch lernen; so wollte es dein Vater haben, allein) widersetzte mich ihm, zuletzt aber werde ich da' willigen.

Der kleine Düpre. Madam, wollen Sie wohl erlauben, daß ich in der Stunde zugegen bleibe?

Madam Befor. O, ja, mein kleiner lieber Freund! Sie wissen, daß es mir lieb gewesen ist, wenn Sie bey allen Stunden zugegen waren; dabey lernen Sie doch immer etwas.

Der kleine Düpre. Ja wohl, Madam, ich danke Ihnen auch dafür.

Herr Despasses. zu dem kleinen Befor. Allons, Monsieur, allons, Mademoiselle, zur Menuet. (Er spielt eine Menuet, welche sie tanzen.) Gut, Mademoiselle! tanzen Sie doch nach dem Tact, Monsieur .... halten Sie aus .... vorwärts .... umgewandt .... zu spät .... Gehen Sie doch fort .... Das war nicht recht. Die Arme hangend, und den Kopf gerade .... Umgewandt ...

Fol-

Folgen Sie Ihrer Tänzerinn .... O! das ist ja gar nicht recht ....

Die kleine Befor. Wie kann ich denn mit einem tanzen, der alles so schlecht macht?

Herr Despasses. Ich sage auch Ihnen nichts, Mademoiselle: ich sehe wohl ein, daß Ihnen dieses die Nacheiferung, die zu diesem Tanz so nöthig ist, nicht geben kann; alles kommt darauf an, und ....

Die kleine Befor. Geh, du dummer Bruder, du verstehest nichts, und machst daß ich alle Augenblick fehle.

Der kleine Befor. Nun! tanze du nur immer fort, Schwester, und laß dich nichts stöhren.

Die kleine Befor. (aus dem Stegreif.) Wie kann ich denn tanzen, wenn du bey jedem Pas eine Verwirrung machst? Ich will wetten, daß Monsieur Düpre, der nicht anders gelernet hat, als daß er in unsern Stunden zugesehen, besser als du figuriren wird.

Madam Befor. Wolan, mein kleiner Freund, treten Sie an die Stelle meines Sohnes, er verdient diese Demüthigung; wir wollen sehen, ob Sie es besser machen werden als er.

Der kleine Düpre. Aber Madam, ich habe es ja niemals gelernet, und lerne auch noch nicht anders, als daß ich vor mich selbst alles wiederhole was ich die Mademoiselle tanzen sehe; ich mache es denn zu Hause nach, so gut als ich kann.

Madam Befor. Nun, wir wollen sehen, wie es gehen wird (zu ihrem Sohne.) Und du Monsieur, steh still, und lerne durch Zusehen, wenn du kannst.

(Der kleine Befor gehet vom Tanz weg.)

Der kleine Befor. Wie Sie befehlen.

Herr Despasses. (zu dem kleinen Düpre.) Nun, Monsieur, fangen Sie die Menuet mit der Mademoisell wieder an (er stimmt.) Wie? und Sie haben niemals gelernet?

Der kleine Düpre. Nein, mein Herr, ich kann es Ihnen versichern.

Herr Despasses. Auf diese Art würden Sie nicht fortkommen, Mademoisell. Das Tanzen ist eine Kunst, die man nicht allein erlernen kann, und die größten Meister haben Mühe aus zehn Schülern einen guten zu ziehen; aber wir wollen doch sehen wie das werden wird.

Der kleine Düpre. (zu Madam Befor.) Sie wollen es so haben Madam, ich gehorche.

(Er stellt sich mit der Mademoisell Befor zum Tanz, und Herr Despasses spielt eine Menuet.)

Sie tanzen.

Herr Despasses. (zum kleinen Düpre, während der Menuet.) Das geht nicht übel .... halten Sie aus .... Gut .... sehr gut .... ein wenig dreister .... schön .... überaus schön .... Ey tausend: .... fürtreflich. Das ist in der That bewundernswürdig: Nun wollen wir sehen, wie es mit dem Händegeben gehen wird .... Recht

gut .... (zu der kleinen Mademoisell) Mademoisell, halten Sie den Kopf etwas mehr in die Höh, streichen Sie mit dem Fuß .... Gut. (Zu Madame Befor, nach geendigter Menuet) Nun! Madam, wie haben Sie diese Menuet gefunden?

Madam Befor. Würklich sehr schön: Meine Tochter hat bis zuletzt nach dem Tact, und mit Anstand getanzt .... (zum kleinen Düpre) Aber, mein kleiner lieber Freund! Sie sind zu bewundern! Wie! Ohne einen Lehrmeister gehabt zu haben, und so zu tanzen! (zu Herrn Despasses) Was sagen Sie dazu, Herr Despasses?

Herr Despasses. Man muß es sehen, wenn man es glauben soll.

Der kleine Düpre. Ich kann Sie aber versichern, daß ich nicht anders gelernt habe, als wie ich eben zu Madam gesagt habe.

Die kleine Befor. Und wie werden wir es mit der Allemande machen? mein Bruder kann kein einzig Paße tanzen.

Madame Befor. O! auf die Allemande, meine Tochter, must du rechte Mühe wenden, das ist ein Tanz den ich erstaunend liebe; er ist voller Lebhaftigkeit und Ausdruck .... (zu dem kleinen Düpre.) Mein kleiner Freund; Sie haben auch die Allemande gesehen, haben Sie diese auch gelernet?

Der

Der kleine Düpre. Ja, Madam, ein wenig.

Herr Despasses. Aber wie haben Sie mit den Passen ganz allein können fertig werden? . . .

Der kleine Düpre. O! den Tanz hab ich etwas von meiner Mutter gelernet, und wenn sie Zeit hatte, habe ich es so gemacht wie ich sahe, daß die Mademoiselle es in ihren Stunden machte.

Madam Befor. Nun, wir wollen sehen, wolan!

Herr Despasses. Das wäre doch besonders. Wohlan, stellen Sie sich. (Er spielt eine Allemande, und sie tanzen dieselbe.) Nach dem Tact Mademoisell, sehr schön. (Zu Madam Befor, indem er den kleinen Düpre ansieht.) Madam, niedlich! . . . erstaunend! . . . Nicht so geschwind . . . . So recht. (zu der kleinen Befor.) Mehr Dreistigkeit. . . .

Siebenter Auftritt.

Die vorigen. Herr Befor.

Herr Befor. (der den Tanz unterbricht.) Mehr Dreistigkeit! Ich wollte wetten, daß meine Tochter die Allemande tanzt. . . . Ja, ganz richtig. (zu Madame Befor.) Wie: Madam, wollen Sie nicht die Gefälligkeit für mich haben, dieses Kind die Allemande nicht mehr tanzen zu lassen; einen so unangenehmen Tanz, in Ansehung der Stellungen:

Einen Tanz, der alles, warum er gefällt, nur von der Dreistigkeit einer jungen Person, und der Unverschämtheit des Tänzers hat, einen üppigen Tanz, mit einem Wort, ein Tanz, bey welchem beyde Tänzer, indem sie sich zu ihrem Vergnügen in den Armen halten, den Zuschauern den Rücken zukehren. Das ist der Tanz, Madam, den Ihre Tochter lernet, und den sie nur gar zu gut schon weis. Wenn man mehr auf Ehrbarkeit hielte, würde dieser Tanz wenigstens nur unter Eheleuten geduldet werden, und in einem Staate, darinnen so gute Policey ist, als in dem unsrigen, sollte er verboten seyn.

Madam Befor. Wieder eins von Ihren Vorurtheilen, mein Herr! das ist itzt ein Tanz, den alle junge Leute tanzen.

Herr Befor. Auch sind heut zu Tage alle junge Leute schlecht erzogen, sie werden zu frühzeitig klug, und .... Kurz Madam, wenn Sie Freundschaft für mich haben, so werden Sie diesen Tanz aufhören lassen, der mit einem Wort es zu sagen, sich nicht für ein ehrbares Mädchen schickt.

Herr Despasses. Aber, mein Herr! was wollen Sie alsdann, daß die Mademoisell an dessen Stelle lerne?

Herr Befor. Die Menuet, die Menuet, mein Herr, das ist ein Tanz für ehrbare Leute, wo alle Annehmlichkeiten des Leibes sich mit Würde und

Anstand an den Tag legen, in welcher die tactmäßigen Pas, den Körper immer schnurgerade halten, anstatt Sie in Ihrer heßlichen Allemande den Leib verdrehen, die Knie beugen, und immer, mit den Füßen aufstossen.

Herr Despasses. Aber, mein Herr, die Mademoisell weis ihre Menuet so gut zu tanzen als man nur immer wünschen kann, also . . . .

Herr Befor. Die Menuet kann man niemals vollkommen genug erlernen, mein Herr! was giebt es nicht darinnen zu beobachten! Wir wollen sehen, wie sie es kann. (zu seinem Sohn) Tanzest du denn nicht?

Der kleine Befor. Nein Papa, meine Schwester meynt ich tanze nicht gut.

Madam Befor. Er tanzt so, wie er schreibt, und um ihn zu strafen, ist Düpre, der niemals gelernet hat, an seine Stelle; sehen Sie ihm zu, Sie werden sich verwundern und erstaunen.

Herr Befor. Nun so fanget an. (Herr Despasses spielt eine Menuet, und der kleine Düpre mit der kleinen Befor, tanzen.)

Herr Befor. (nach geendigter Menuet.) Das ist in der That zum Verwundern. Wie! mein kleiner Düpre! ohne einen Lehrmeister gehabt zu haben? . . . .

Der kleine Düpre. Ich habe dieses alles in den Lectionen der Mademoisell gelernet, welche ich besuchet habe.

Herr Befor. Du bist ein artiger Knabe, komm alle Tage her, wenn Stunde ist, und tanze mit meiner Tochter.

Der kleine Düpre. Mit vielem Vergnügen, mein Herr.

Herr Befor. Adieu, Herr Despasses, auf ein andermal, aber darum bitte ich Sie, keine Allemande mehr.

Herr Despasses. Wie Sie befehlen, mein Herr, ich empfehle mich Ihnen.

(geht ab.)

Achter Auftritt.

Herr Befor. Madam Befor. Die kleine Befor. Ihr Bruder. Der kleine Düpre.

Madam Befor. Sie haben doch nun den Düpre tanzen gesehen, ohne daß er es jemals gelernt hätte: Aber das ist noch nicht alles; er hat auch nie einen Schreibmeister gehabt, und da sehen Sie seine Schrift (Sie giebt ihm das geschriebene Blatt des kleinen Düpre.)

Herr Befor, (nimmt das Pappier.) O! O! Aber das ist unglaublich, von selbsten alle Arten

von

von Schriften ohne Lehrmeister schreiben lernen, und mein Sohn, der Esel, kann seit zwey Jahren, da er lernt, noch kein Wort zusammen setzen. Nun Madam, werden Sie endlich darein willigen, daß ich ihn in Pension gebe? wo er durch scharfe Zucht . . . .

Madam Befor. O, Sie sind Herr, ich will mit seiner Erziehung mich gar nicht mehr abgeben.

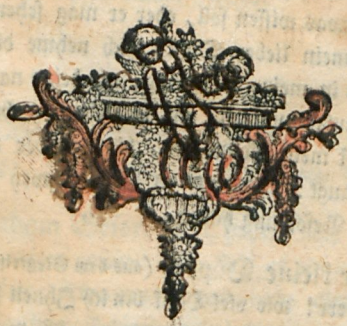
Herr Befor. Er wird vielleicht Vortheil dabey haben, wenn er alsdenn eine nützliche Erziehung geniessen wird; und will er nichts lernen, was sich vor unsern Stand schickt, so weis ich noch ein Mittel: Ich werde ihn ein Handwerk lernen lassen, ja, ja, ein Handwerk, denn ich will, daß er etwas wissen soll, oder er mag sehen . . . . Und du mein lieber Düpre, ich nehme dich von heute an in meine Handlung, um deine natürliche Gaben aufzumuntern, und in Uebung zu bringen: Du sollst mein Sohn seyn, bis daß der meinige etwas taugt; von heute an sollst du zwey hundert Thaler Besoldung haben.

Der kleine Düpre. (aus dem Stegreif.) Ach, mein Herr! wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig! ich hoffe, es soll Sie nicht gereuen, ich werde mich gut aufführen und arbeitsam seyn.

Die kleine Befor. Ach! Papa, nun werde ich die Menuet recht schön tanzen.

Herr Befor. Desto beßer, meine Tochter; (zu dem kleinen Düpre.) du bist ein Beyspiel für alle Kinder von deinen Jahren; Sie können an dir lernen, daß das Sprüchwort wahr sey: was ein guter Haken werden will, krümmt sich bey Zeiten.

Ende des dritten Sprüchworts.



Die Sperlinge.

Viertes Sprüchwort.

Was du nicht willst, daß es dir andre thun, das thue du ihnen auch nicht.

Personen.

Frau Minot.

Der kleine Minot, ihr Sohn von sieben Jahren.

Ein Philosoph.

Herr Mangold, Lehrmeister des kleinen Minots.

Ein Bedienter.

Die Scene ist auf dem Lande, bey der Frau Minot, in einem Saale, in welchem die Fenster geöffnet sind.

Erster Auftritt.

Herr Mangold. Der kleine Minot.

(Herr Mangold träget den kleinen Minot auf den Armen, um ihn in das Zimmer seiner Mama zu bringen, das Kind streubt sich aber so sehr, daß er es in den Saal auf die Erde setzen muß.)

Ach! Ach! kleiner Bösewicht, Sie begehen solche abscheuliche Unarten! Es ist nicht genug, daß ich Sie bestrafen muß, Ihre Frau Mutter muß sich auch noch ärgern, und Sie bestrafen.

Der kleine Minot. (weinet.) Ich verspreche Ihnen, Herr Mangold, daß ich es niemalen mehr thun will; sagen Sie es doch der Mama nicht.

Herr Mangold. Wie? ich soll es nicht sagen? Jedermann im Hause weis es, ihre Frau Mama wird es von andern wohl erfahren, und es würde alsdann heissen, daß ich Sie in den Neigungen dergleichen zu thun, unterstützen wollte. Sie soll es erfahren, so gleich soll sie es erfahren.

Der kleine Minot. O! Niemand hat mich gesehen. Ich will sagen, daß die Katze von selbst von oben aus dem Fenster gefallen ist, daß sie sich die beyden Pfoten zerbrochen, daß ich sie wieder aufgehoben, daß man zwar gesagt habe, daß ich sie ihr zerschlagen, und daß Sie mich zu unrechter Zeit bestrafet hätten.

Herr Mangold. O! Sie mögen sagen, was Sie wollen, man weis wohl, daß Sie ein böses Kind sind, daß Sie allen Thieren im Hause übels thun, wenn Sie sie nur erhaschen können.

Der

Der kleine Minot. Aber ich habe Ihnen doch niemals was zu Leide gethan, Herr Mangold, warum wollen Sie denn, daß man mir etwas thue? Ich wollte dieser kleinen Katze nicht die Pfoten zerbrechen, ich wollte nur sehen, ob sie auf zwey Pfoten gehen könnte.

Herr Mangold. O gehen Sie, Sie sind ein unartiges Kind; und noch dazu haben Sie sich an die Katze der Mamsell Julchen gemacht, die Ihnen doch so gut ist!

Der kleine Minot. O! Mamsell Julchen hat mir auch einen Possen gethan: und Sie werden doch nicht wollen, daß ich um eine Katze Schläge bekommen soll.

Herr Mangold. Mamsell Julchen kann niemanden einen Possen thun! aber Sie sind ein ungezogenes Kind, und wenn ich Sie auch diesmal entschuldigen wollte, so werden Sie sich doch nicht bessern.

Der kleine Minot. Ja, gewiß Herr Mangold, ich will es nie mehr thun. — Ich höre jemand kommen, Herr Mangold, helfen Sie mir nur diesmal.

Zweyter Auftritt.

Frau Minot. H. Mangold. Der kl. Minot.

(Frau Minot zornig, mit einer Ruthe in Händen.)

Wo ist er denn, der Bube? Bist du da, Monsieur; du begehest immerfort solche Gottlosigkei-

figkeiten, solche abscheuliche Dinge, ich habe es gehöret . . . .

Der kleine Minot. Ach! Mama, ich habe nichts gethan, die Katze ist von selbst gefallen; fragen Sie nur den Herrn Mangold.

Herr Mangold. Ja, Madam, das kleine Thier wollte von einem Fenster zu dem andern kriechen, die Pfoten glitschten ihm auf dem Schiefer aus, und es fiel auf die beyden Förderpfoten.

Der kleine Minot. (aus dem Stegreif.) Ja, Mama, so ist es zugegangen.

Frau Minot. Herr Mangold will dich noch in deiner Bosheit entschuldigen, und das macht dich von Tage zu Tage nur immer gottloser; ich will es schon ändern; gehe in dein Zimmer, ich werde auch bald kommen, und dich, wie du es verdienest, bestrafen; gehe nur.

Der kleine Minot. Ach meine liebe Mama, ich versichere Sie . . . .

Frau Minot. Gehe, sage ich . . . . daß ich im Zorne . . . . gehe fort. (Herr Mangold und der kleine Minot gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Frau Minot. Ein Philosoph, einer von ihren Freunden, der auf dem Lande wohnet.

Der Philosoph. (der die Ruthe gewahr wird.) Ey! Sie haben ja den Blitz in Händen, Madam,

was

was für ein Verbrechen wollen Sie denn bestrafen? Sie wollen vielleicht ihren kleinen Herkules einige kleine Widerwärtigkeiten erfahren lassen? .... Warum aber dieses? Sie haben doch nicht dieselbige Ursache ihn zu verfolgen, als die rachgierige Juno hatte.

Frau Minot. Scherzen Sie nicht, mein Herr. Mein kleiner Herkules wird von Tage zu Tage gottloser; er macht alle Thiere im Hause lahm, die er überwältigen kann; und eben itzt hat er der armen Katze meiner Kammerjungfer zwey Pfoten zerschlagen. .... Ich bin recht zornig.

Der Philosoph. Ey! Warum! dieser kleine Held übet seine Stärke an den Hausthieren, um uns, nach dem Exempel des Herkules, inskünftige von den Ungeheuren zu befreien, welche diese Gegend verwüsten könnten.

Madam Minot. O! ich bitte Sie, lassen Sie Ihren poetischen Ton fahren und nehmen Theil an der Sorge einer Mutter, welche an ihrem Sohne schon in der zartesten Jugend einen gottlosen Character, eine wilde Seele entdecket, von der sie alles mit der Zeit zu befürchten hat.

Der Philosoph. Sie reden so ernsthaft von der Sache, Madam, daß ich Sie beruhigen muß; ich will Sie also von ihrer Furcht heilen. Das Kind ist noch so jung, daß es noch nicht weis, was physikalisch, noch was moralisch gut ist; man muß

es

es ihn lehren, und ihm ohne Ruthe und Drohung ans Herz reden.

Frau Minot. O mein Herr, ich bin schon müde, ihm hierüber Lehren zu geben.

Der Philosoph. Nicht sowohl Lehren sind es, wodurch man ihn ziehen muß, es müssen Beyspiele seyn, die aus der Natur hergenommen sind, und welche ihm eben dadurch sehr empfindbar werden. Ja, Madam, Beyspiele für Kinder, das ist recht für sie, diese kleine Geschöpfe behalten besser, was sie sehen, als was man ihnen sagt.

Frau Minot. Wie soll mans denn anfangen, mein Herr? Haben Sie die Güte mir die Mittel zu sagen . . . .

Der Philosoph. Ich besinne mich auf eines, das der Sache fürtreflich angemessen ist. Ich habe zwey zahme Sperlinge in meinem Zimmer, welche dazu dienen sollen, ihrem kleinen Sohne ein Beispiel der Empfindlichkeit gegen die Thiere zu geben, eine Empfindlichkeit, die er vielleicht wirklich hat, die aber nur noch nicht entwickelt ist.

Frau Minot. Ach mein Herr, ich werde Ihnen dafür sehr verbunden seyn; auf die Weise werde ich doch erfahren, was an ihm ist.

Der Philosoph. Ich will meine beyden Sperlinge holen, und ihrem Bedienten von meinem Vorhaben Nachricht geben, daß er einen nach dem andern durch das Fenster in den Saal herein lasse, als wenn sie so von selbst kämen. Lassen Sie

Ihren

Ihren Sohn rufen; ich will in einem Augenblicke wieder kommen, und Sie müssen sich stellen, als glaubten Sie das, was ich ihn überreden will, alsdann werden Sie sehen, wie ich hoffe, daß Ihr Sohn nicht so gottlos ist, und daß Ihr kleiner Hofmeister es nicht recht versteht, wie er es mit ihm angreiffen soll. Ich komme im Augenblick wieder, lassen Sie diesen kleinen hieher kommen, daß ich ihn finde.

Frau Minot. Gehen Sie hurtig, ich werde ihn herrufen lassen.

(Der Philosoph gehet ab.)

Vierter Auftritt.

Frau Minot. Ist jemand da? (es kommt ein Bedienter.) Lasset meinen Sohn ganz allein, ohne den Herrn Mangold, herkommen. (Der Bediente gehet ab.) Wie beklagenswürdig sind doch Eltern, und was für Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Vernunft erfordert nicht die Erziehung der Kinder!

Fünfter Auftritt.

Der kleine Minot. Frau Minot.

Frau Minot. Nun, mein Sohn, bereuest du nunmehro die Grausamkeit, die du an einem kleinen Thiere, das uns nichts übels that, bewiesen hast?

Der kleine Minot. Aber .... Mama .... ich versichere Sie ....

Frau

Frau Minot. Ich weis doch, daß es wahr ist, lüge nicht und suche nicht deinen Fehler durch einen andern, den ich dir gewiß nicht verzeihen würde, zu verbessern.

Der kleine Minot. Nein, meine liebe Mama, wenn Sie mir verzeihen, so will ich es niemals mehr thun, ich versichere Sie.

Frau Minot. Wenn du es auch nur einmal, wieder thust . . . .

Sechster Auftritt.

Frau Minot. Der kleine Minot. Der Philosoph. Ein Bedienter, in dem Garten, der sich auf der Seite eines offenen Fensters im Saal verborgen hat, welcher zwey Vögel in einem Bäurchen hält, davon er einen nach dem andern in den Saal auf das gegebene Zeichen des Philosophen, fliegen läßt.

Der Philosoph. Es kommt mir so vor, Madam, als wenn Sie meinen kleinen Freund schelten?

Frau Minot. Ach mein Herr, ihr kleiner Freund ist ein kleiner Unmensch, der . . . .

Der kleine Minot. (sachte zu seiner Mutter.) Mama, sagen Sie das nicht meinem guten Freunde, was ich gethan habe, sonst wird er mich nicht mehr so sehr, wie sonst lieben. . . .

Frau Minot. Ja Monsieur! weil du strafbar bist, so soll er es wissen. (zum Philosophen.) Mein Herr, was würden Sie von einem solchen Kinde sagen, welches so grausam ist, daß es einer

armen Katze, die ihm nichts böses gethan hat, die Pfoten entzwey schläget? . . . .

Der Philosoph. Ich würde sagen, daß es allem Anscheine nach nicht gewußt, daß er dadurch übels gethan; wenn er es aber gewußt hätte, und es doch gethan: so würde er ein wildes grausames Thier seyn, dem man eben so begegnen müßte.

Frau Minot. Höreſt du es wohl, mein Sohn?

(Der Philosoph giebt seinem Bedienten ein Zeichen, und dieser läßt einen von den beyden Sperlingen in den Saal fliegen.)

Der kleine Minot. (ruft aus) Ach Mamachen! ein Sperling (er läuft ihm nach.) Mein Herr, greifen Sie ihn mir doch. . . . Still . . . . sehen Sie da. . . . Greifen Sie . . . .

Der Philosoph. Ich habe ihn schon.

Der kleine Minot. O mein lieber Freund! geben Sie ihn mir, wollen Sie so gut seyn?

Frau Minot. Nein, mein Herr, geben Sie ihm denselben nicht, ich verbiete es Ihnen, er macht ihn doch bald tod.

Der Philosoph. Das glauben Sie, Madam; ich aber glaube, daß mein kleiner Freund ihm nichts zu Leide thun wird.

Der kleine Minot. Nein Mamachen, ich verspreche es Ihnen.

Der Philosoph. Da haben Sie ihn. . . . aber was wollen Sie mit ihm machen?

Der kleine Minot. Ach mein lieber Freund! Ich werde ihm zu essen geben, und dann werde

ich

ich ihn in einen Käfich setzen, ihn wieder nehmen, ihn küssen, und ihn in meiner Hand so liebkosen. . . .

Der Philosoph. Ja, in Ihrer Hand, und wenn Sie ihn dann so viel betasten: so werden Sie ihn tödten; wenn Sie glauben, daß Sie ihn liebkosen, so werden Sie ihn ersticken, und er wird morgen tod seyn. Sie können mein kleiner Freund, noch viel was besseres mit diesem Vogel vornehmen, welches mir zeigen wird, daß Sie eine schöne, zärtliche und mitleidige Seele haben.

Der kleine Minot. Was denn mein lieber Freund?

Der Philosoph. Hören Sie nur! dieser Sperling hat wie Sie, seinen Vater und seine Mutter, welche in einem Neste in dem Garten sind.

Der kleine Minot. Ach; ja?

Der Philosoph. Wenn Sie ihn nun hier behalten: so werden sie glauben, daß er entweder verlohren oder todt ist, wenn sie ihn auf den Abend nicht wieder zurückkommen sehen. Die Nacht kommt schon heran, ich wette, daß sie schon sehr bekümmert sind, was ihm begegnet ist. Glauben Sie mir, mein lieber Freund, geben Sie ihm die Freyheit wieder, anstatt daß Sie dieses arme kleine Thier und seine ganze Familie unglücklich machen. Wenn Sie an seiner Stelle wären, würde es Ihnen nicht lieb seyn, daß man Ihnen eben dergleichen thäte?

Der kleine Minot. Ja, aber . . . . er ist gar zu hübsch, und ich würde viel Vergnügen mit ihm haben. . . . Gut. . . . Ich glaube Mamachen, daß mein guter Freund Recht hat. Ich will ihn fliegen lassen; sein Papa und seine Mama werden sich sehr freuen, wenn sie ihn wieder sehn werden. Nicht wahr?

Frau Minot. Ja, mein Sohn, und du wirst mir auch ein großes Vergnügen machen, daß du so großmüthig bist.

Der kleine Minot. (läßt den Sperling fliegen) Sehen Sie, Mamachen! . . . . Ach! da fliegt er fort.

Der Philosoph. Schön! Empfinden Sie nun nicht eine gewisse Zufriedenheit und ein gewisses Vergnügen, ... welche allezeit eine gute Handlung begleitet? Ein Vergnügen, welches Sie gewiß nicht gehabt haben, als Sie der armen Katze die Pfoten entzwey schlugen.

Der kleine Minot. (aus dem Stegreif) Ja, mein lieber Freund! ich versichere Sie; dieser arme kleine Sperling wird alles gute von mir zu seinem Papa und zu seiner Mama sagen. . . . Nicht wahr?

Der Philosoph. Ganz gewiß . . . . Ich bin überzeugt, daß eins von beyden kommen wird, Ihnen für die Güte zu danken, daß Sie dem jungen Sperling die Freyheit geschenkt und nichts böses gethan haben.

Der

Der kleine Minot. Das glauben Sie? .... O! das möchte ich gerne sehen. O! das würde mir auf einmal die Lust benehmen ihnen Böses zu thun.

Der Philosoph. (der einem Bedienten ein Zeichen giebt, den andern Sperling in den Saal fliegen zu lassen.) Ey! sehen Sie da, ob ich Ihnen habe was weis machen wollen. . . . Da ist sein Vater schon, oder auch seine Mutter, die Ihnen danken will: Lassen Sie uns ihn greifen. . . .

Der kleine Minot. (aus dem Stegreif) O nein mein lieber Freund! wir könnten ihm Schaden thun. Ich bin zufrieden, daß er so geschwinde gekommen ist, mir zu danken. Wenn wir ihn nun aufhielten: so würde sein Kind vielleicht unruhig seyn. . . . Man muß ihn nicht zurück halten, damit er sogleich wieder zurückkehren kann. Sein Besuch ist vorbey. Nicht wahr liebe Mama? (zum Sperling) Geh' kleiner Sperling, kehre wieder nach deiner Wohnung zurück! Es ist mir lieb, daß ich dir deinen Sohn wieder gegeben habe. (Er jagt ihn von der Seite des Fensters mit seinem Schnupftuch) Geh', geh', du hast mir schon genug gedanket, ich verlange nicht mehr. . . . Da ist er fort. . . . Desto besser. . . . Meine liebe Mama, ich bin vergnügter, als wenn ich sie alle beyde bey mir behalten hätte.

Der Philosoph. Nun, Madam, mein kleiner Freund ist nicht so böse wie Sie selbsten sehen. Es

kommt nur darauf an, daß man seiner Seele, das, was gut und was böse ist, durch gehörige Mittel fühlbar mache. . . .

Frau Minot. Komm und umarme mich mein Sohn, und erinnere dich allezeit des Vergnügens, das du empfunden hast, da du diesen beyden kleinen Sperlingen mit Großmuth begegnet bist. . . .

Der kleine Minot. Ja, meine liebe Mama, ich empfinde itzt wohl, daß, man das an andern nicht thun muß, was sie uns nicht thun sollen.

Ende des vierten Sprüchworts.

Die Taschen.

Fünftes Sprüchwort:

Die kürzesten Thorheiten sind die besten.

Personen.

Mamsell Adelaide, Tochter des Herrn und der Frau Mondor, acht Jahr alt.

Herr Mondor, ein Financier.

Frau Mondor, seine Frau.

Julie, Kammerjungfer der Frau Mondor.

Ein Bedienter des Herrn Mondors.

Der Auftritt ist in dem Zimmer des Herrn Mondors, in welchem ein Schirm ist. Die Handlung geschiehet um 1 Uhr Nachmittags.

Erster Auftritt.

Herr Mondor, (allein, sitzt bey einem Schreibtisch, wo er Kaufmannsrechnungen durchsieht.) Ist es möglich, daß meine Frau nach einer zehnjährigen Ehe, welche ich mit ihr, in dem glücklichsten Verständnisse zugebracht, sich seit sechs Monat in eine Unordnung stürzet, die mich alles befürchten läßt. Das macht die verdammte Bekanntschaft mit der Frau Orgon, welche an aller dieser Unordnung Schuld ist! ich muß alles anwenden, um Ordnung zu machen. Bisher hat mein guter Rath mein Bitten nichts vermocht; soll ich bis zum Zorn und zum Drohen kommen! Ja, ich muß, ich habe kein ander Mittel mehr. Holla! ist niemand da? . . . .

Zweyter Auftritt.

Mondor. Ein Bedienter.

Der Bediente. Mein Herr!

Mondor. Laß mir die Kammerjungfer herkommen.

Der Bediente. Ja, mein Herr, ... aber sie schläft wohl noch; Madam ist erst um 4 Uhr des Morgens zu Bette gegangen.

Mondor. Gut! sehet zu, und wenn sie aufgestanden ist, soll sie gleich zu mir kommen.

Der Bediente. Ja, mein Herr, und wenn sie noch nicht aufgestanden ist, soll sie dennoch kommen?

Mondor. Sie soll aufstehen, und sobald als möglich kommen!

Der Bediente. Ja, mein Herr.

(gehet ab.)

Dritter Auftritt.

Mondor. (allein, gehet in seinem Cabinette spazieren) Ich muß zusehen, ob ich von der Kammerjungfer etwas heraus bringen kann, was ich gerne wissen wollte, und doch zu erfahren befürchte.

Vierter Auftritt.

Mondor. Julie.

Julie. Was stehet Ihnen zu Diensten mein Herr?

Mondor. Mamsell es kommt hier darauf an, im Dienste zu bleiben oder weggejagt zu werden, nach dem Sie meine Fragen beantworten wird. Sehe Sie sich also wohl vor, wie Sie antwortet.

Julie. Sie können mich fragen, was Sie wollen, ich werde antworten wie ich schuldig bin.

Mondor. Wohl! Ist meine Frau der Galanterie-Händlerin für Waaren viel schuldig? denn ich weis, daß sie sich vieles anschaft.

Julie. Madam ist, wie ich glaube, einige Kleinigkeiten schuldig! es ist nicht lange, daß sie ihr etwas Geld gegeben hat.

Mon-

Mondor. Ist das wahr? Nehmen Sie sich in acht.

Julie. Ja, mein Herr, ich stehe dafür.

Mondor. Sie steht dafür? — und Tenieren dem Juwelenhändler?

Julie. Sie ist ihm nur für ihr letztes Schiffchen schuldig.

Mondor. Für ihr letztes Schiffchen! weis Sie, ob meine Frau spielet und auf Credit verliert?

Julie. O! mein Herr, niemals, Madam würde eher die ganze Nacht spielen sehen, wenn sie kein Geld mehr hat, als daß sie einen Thaler auf ihr Wort wagen, oder auch leihen sollte.

Mondor. Ist das wahr? Kann ich mich darauf verlassen?

Julie. Ja, mein Herr, so wie auf alles übrige, was ich Ihnen sage.

Mondor. Gut, ich glaube es, ich will auch Ihre Aufrichtigkeit wie Sie es verdienet, belohnen; sage Sie meiner Frau, daß ich sie bitten liesse hieher zu kommen, weil ich ihr Geld geben wolle; das wird sie hurtig herbringen.

Julie. Ich gehe mein Herr.

(Sie gehet ab.)

Fünfter Auftritt.

Mondor. (setzt sich an seinen Schreibtisch, rechnet die Rechnungen durch und lieset:) Rechnung von dem

was

was Tenier, Kaufmann aus der St. Honore-Strasse der Frau Mondor geliefert hat, für . . . für . . . . für . . . . Summa 800 Thaler. Rechnung was ich für Modeputz der Frau Mondor geliefert habe, für . . . . für . . . . für . . . . Summa 450 Thaler; und alles dieses nur in einem halben Jahre. 450 Thaler für Putz allein? (Er sagt:) Laßt uns die Spielschulden besehen. (Er liest:) Ich bin dem Herrn v. H. 20 Louisd'or schuldig; dem Kriegesrath von O. 75 Thaler; dem Cammerherrn v. M. 40 Louisd'or; der Frau von N. 14 Louisd'or; dem Geheimenrath. R. 125 Thaler. Alles dieses macht . . . . ja, ... an die 600 Thaler. Schön; das ist eine Frau, die recht hübsche Ausgaben hat; ohne das, was ich nicht weis.

Sechster Auftritt.

Mondor. Frau Mondor. Julie.

(bey Seite zu der Frau Mondor.)

Julie. Madam, halten Sie sich gut, bey allen Fragen, die Sie werden beantworten müssen, sonst erwarten Sie einen erschrecklichen Auftritt.

Frau Mondor. Geh, bekümmere dich um nichts.

(Julie geht weg.)

Sie.

Siebenter Auftritt.

Mondor. Frau Mondor.

Mondor. Madam, ich habe Ihnen sagen lassen, daß ich Ihnen Geld geben wollte, aber es ist in Ansehung dessen, was Sie nöthig haben, nur sehr wenig.

Frau Mondor. Was ich nöthig habe mein Herr? Wer hat Ihnen gesagt, daß ich so viel Geld nöthig habe?

Mondor. Was ist daran gelegen, wer es mir gesagt hat, Madam, ist es wahr oder nicht?

Frau Mondor. Mein Herr, ich richte mich darnach ein, was Sie mir monatlich geben, also seyn Sie ruhig.

Mondor. Ich soll ruhig seyn? Und sind Sie es denn auch? Eine Frau, die ohne Wissen ihres Mannes 1800 Thaler und mehr schuldig ist, kann die wohl ruhig seyn, wenn sie noch ein wenig Ehre und Vernunft hat?

Frau Mondor. Und wie wissen Sie das?

(Mondor zeiget ihr die Rechnungen und die Charte von Spielschulden.)

Da, lesen Sie Madam.

Frau Mordor. Was mein Herr! Sie haben mir dieses aus meiner Tasche genommen?

Das ist ein sehr unanständiges Betragen .... Die Taschen einer Frau zu visitiren? Schämen Sie sich, mein Herr, Sie hätten verdienet, daß Sie etwas schlimmers gefunden hätten .... und wenn ich mich auf die Art rächen wollte, wie sich eine Frau allezeit rächen kann ....

Mondor. Sie vergessen sich Madam, Sie verliehren Ihren Verstand. ... So handelt eine jede Frau, die eine Thorheit begangen hat, sie hat Lust, eine noch größere zu begehen, wenn es auch nur geschehen sollte, um die erste vergessend zu machen.

Frau Mondor. Ey mein Herr! Sie suchen meine Taschen durch ....

Mondor. Ja, Madam, durchsuchen Sie die meinigen so viel Sie wollen, ich werde nichts darwider sagen, weil Sie nichts darinnen finden, was Ihnen Verdruß verursachen könnte.

Frau Mondor. Gehen Sie, mein Herr, Sie sind ein Tyrann, ein widerwärtiger Mensch; Sie werden sich mir so sehr verhaßt machen, als Sie mir vormals lieb gewesen sind.

Mondor. Und Sie, Sie sind eine unbedachtsame Frau, die in kurzen sich ins Verderben stürzen wird, wenn ich es nicht hindere.

Frau

Frau Mondor. Was heißt das, wenn Sie es nicht hindern? Sie sind sehr dreist, daß Sie dergleichen Reden führen, und meine Aufführung . . .

Mondor. Bringet Sie an den Rand des Abgrundes, und ich sehe Sie an, als eine Frau, die schon einen Fuß darinnen hat.

Frau Mondor. Sie sind ein Thor, der sich bey allen Menschen verhaßt machen wird.

Mondor. Das kann wohl seyn; aber ich will nicht, daß man mit Fingern auf mich zeige, Madame, nehmen Sie sich in acht!

Achter Auftritt.

Mondor. Frau Mondor. Mamsell Adelhaide ihre Tochter.

Mamsell Adelhaide. Lieber Papa, liebe Mama, ich wünsche Ihnen einen guten Morgen.

Frau Mondor. (ein wenig verwirrt.) Guten Morgen, Kleine, (sie umarmt sie) geh zu deiner Mamsell.

Adelhaide. (aus dem Stegreif.) Ach! wie Sie mich wegschicken, Mamachen! . . . . und Sie, mein lieber Papa sagen mir nichts?

Mon-

Mondor. (fast mit Thränen in den Augen) Umarme mich meine Liebe, und gehorche deiner Mutter.

Adelhaide. Ach mein lieber Papa! ach meine liebe Mama! Sie scheinen mir beyde sehr bekümmert zu seyn: Ihre kleine Adelhaide, ist doch wohl nicht Schuld daran? Nicht wahr? Ey, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen durch meine Liebkosungen den Gram vertreibe. Mein bester Papa, meine liebe Mama, lassen Sie uns, uns alle drey umarmen. (indem Sie sich ihnen um den Hals wirft, bringt Sie sie zusammen.)

Frau Mondor. (will sich von ihr losmachen.) Laß doch, laß doch, mein Kind. . . . Ey hör doch auf.

Mondor. (gleichfalls) Nun meine Kleine, ich habe es dir schon gesagt, gehorche deiner Mutter, gehe zu deiner Mamsell.

Adelhaide. Ja Papa, ich will gehorchen sobald wir uns alle drey werden umarmt haben, wie wir alle Morgen thun. Sie wissen wohl . . . .

Mondor. (zu seiner Frau) Man muß sich wohl von ihr losmachen . . . . (sie umarmen sich alle drey) (zu Adelhaide) Bist du zufrieden? . . . . Suche nun deine Mamsell.

Adelhaide. (aus dem Stegreif) Ich will Ihnen gehorchen; aber ich bin nicht zufrieden, denn Sie haben sich nicht so herzlich geküßt, wie gewöhnlich,

und

und das wird mich den ganzen Tag quälen. Ach Papa, umarmen Sie doch die Mama recht herzlich!

Mondor. (umarmt seine Frau zärtlich) (zu der Adelhaide) Nun siehe .... nun gehe auch.

Adelhaide. Ich gehe auch Papa: Adieu Mamachen. (sie thut als wenn sie weggeht, und versteckt sich hintern Schirm.)

Neunter Auftritt.

Mondor mit seiner Frau.

Mondor. (nach einem langen Stillschweigen) Gestehen Sie nur Madam, ohne der Zärtlichkeit, welche dieses Kind für ihren Vater und ihre Mutter hat, waren wir weit entfernet, uns diesen Morgen nach unsrer Gewohnheit zu umarmen.

Frau Mondor. Ja, warlich, mein Herr, aber wer hat Schuld?

Mondor. Ach, Madame, es würde mir angenehm seyn, wenn es nicht Ihre Schuld wäre, es war aber doch gewiß nicht die meinige.

Frau Mondor. Sie sollen sehen, daß keins von beyden Schuld hat.

Mondor. Wenn die übeln Bekanntschaften, die Sie seit einem halben Jahre her gemacht haben, Schuld daran sind, und diese Frau Or-

gon . . . . Aber unsre kleine Adelhaide hat durch ihre Liebkosungen den Frieden mit Ihnen in meinem Herzen wieder hergestellt: Dieses Kind ist die Frucht unserer Verbindung, deren Glück, seit zehn Jahren unveränderlich gewesen; lassen Sie uns nicht, Madam, in einem Tage ein so köstliches Glück zerstöhren . . . . Glauben Sie mir . . . . Stellen Sie itzt vernünftige Ueberlegungen an, so will ich Ihnen beweisen, daß ich allezeit für Sie der zärtlichste und vernünftigste Mann bin . . . . Da sind 200 Louisd'or um Sie aus der Verlegenheit zu reissen, worein Sie einige unglückliche Augenblicke gestürzt haben. Kommen Sie zu Ihren natürlichen Zustand wieder zurück, und nehmen Ihre gewöhnliche Munterkeit wieder an; Sie werden sie aber niemals wieder finden, als nur dann, wenn Sie sich nichts mehr vorzuwerfen haben, und wenn Sie Ihrem redlichsten und zärtlichsten Freunde, den Sie in der Welt haben, aus nichts mehr ein Geheimniß machen.

Frau Mondor. Ach! mein lieber Mondor, Ihr Verfahren, mein Nachdenken, Ihr Rath . . . . die Ankunft unsrer kleinen Adelhaide, alles preßt mir Thränen aus, welche Ihnen die aufrichtigste Reue ankündigen. Ja, Sie haben wahr geredet; Sie bringen den Frieden wieder in meine Seele zurück, welchen meine schlechte Aufführung

führung verbannet hatte, indem ich mich immer mehr und mehr verirrte. Umarmen Sie mich, mein bester Freund, und seyn Sie versichert, daß ich Ihnen niemals Gelegenheit geben werde, mir so vernünftige Vorwürfe zu machen, als diejenigen, die ich jezt gar zu wohl verdienet hatte.

Zehnter Auftritt.

Mondor. Seine Frau. Adelhaide.

Frau Mondor, (zur Adelhaide) Ach! komm meine kleine Adelhaide, komm, wir wollen uns itzt alle drey umarmen, so wie du es wolltest; (sie umarmen sich) Aber erinnere dich allezeit, wenn du jemals einen so guten und liebenswürdigen Mann bekommen wirst, wie dein Papa, daß du ihm nichts von deiner Aufführung verschweigest, und daß du ihn stets zu deinem besten Freund machest.

Adelhaide, (aus dem Stegreif) Ja Mamachen, ich werde es mich erinnern, ich verspreche es Ihnen. Ich habe hinter diesem Schirm alle die guten Gründe angehört, warum Sie mir diese Lehre geben, und ich will es mir auch zu Nutze machen; ich versichre Sie.

Frau Mondor. (zu ihrem Manne) Ach mein lieber Mondor, was für ein gütiger Mann sind

Sie! Wie ist es möglich, daß ich einem so vortreflichen Manne so habe begegnen können!

Herr Mondor. Machen Sie sich weiter keine Vorwürfe, meine Liebe; ich finde in Ihnen jezt die zärtliche rechtschaffene Frau wieder, die Sie mir so lange gewesen sind. Wir haben alle unsre Fehler, und von allen Thorheiten, die wir durch sie begehen können, sind die kürzesten die besten.

Ende des fünften Sprüchworts.

Das
Kleid ohne Tressen.

Sechstes Sprüchwort:

Gute Art mißlingt selten.

Personen.

Herr von Tugend, Vater.

Der kleine von Tugend, zehn Jahr alt.

Jacob, ein Arbeitsmann.

Jacöbchen, sein Sohn, funfzehn Jahr alt.

Die Scene ist in einem großen Saale des Hauses des Herrn von Tugend.

Erster Auftritt.

Herr von Tugend. Sein Sohn. Jacob.

Herr von Tugend, (legt die Papiere auf den Kamin) Guten Tag mein lieber Jacob, ist er wieder gesund.

Jacob. Ach, gnädiger Herr, das Fieber hat mich noch nicht ganz verlassen; aber ich komme aus meinem Bette, um Ihnen für ihre große Liebe zu danken: Ohne Ihnen hätte unser Becker mir und meiner armen Familie Brod versaget; die Güte die Sie gehabt haben, ihm alles zu bezahlen, was wir schuldig waren . . . .

Herr von Tugend. Das ist nichts, mein lieber Jacob. . . . Und seine Frau? . . . .

Jacob. Sie liegt in Wochen, gnädiger Herr, aber es sind unglückliche Wochen, ich fürchte daß sie nicht davon kommt.

Herr von Tugend. Hat sie auch den gehörigen Beystand in ihrer Krankheit?

Jacob. Ja, gnädiger Herr, so ziemlich.

Herr von Tugend. Nun, ich will dafür sorgen, daß . . . .

Jacob. Ach! gnädiger Herr, Sie haben schon genug gethan; ohne Ihnen würde ich, und meine fünf Kinder, schon vor Elend umgekommen seyn; das Brod ist so theuer! ich bin beständig krank, und mein Sohn ist so jung, das arme Kind, ob er

gleich große Lust hat alles zu thun, so fehlen ihm doch die Kräfte, er kann meine Kunden nicht alle abwarten; ich habe schon Dreyviertel von meinen Kunden verlohren.

Herr von Tugend. Getrost! ich will dir schon beystehen, sorge nur nicht; von heute an ....

Jacob. Deswegen komme ich nicht, gnädiger Herr, sondern um Ihnen für alle ihre Güte zu danken, und mich zu erkundigen, ob Sie mit Jacöbchen zufrieden sind.

Herr von Tugend. Ja, ja, man ist damit zufrieden; gehe, sey ruhig, und sey nur darauf bedacht, wieder gesund zu werden.

Jacob. Mein Sohn wird so gleich kommen und hier scheuren, ich habe ihm noch heute gesagt, es ja gut zu machen. ... Leben Sie wohl mein gnädiger Herr, ich werde mich zu Bette legen, denn ich zittere schon, das Fieber. ...

Herr von Tugend. Gehe, guter Alter, und beunruhige dich nicht mehr; Gott stehet den Unglücklichen bey, wenn sie so ehrlich sind, wie du.

(Jacob gehet ab.)

Zweyter Auftritt.

Herr von Tugend. Sein Sohn.

Herr von Tugend. Nun mein Sohn, du hast ein lebendiges Beyspiel des Unglücks gesehen, was sagest du dazu?

Der

Der kleine von Tugend. Der arme Jacob! er hat mich recht gejammert.

Herr von Tugend. Das ist gut, mein Sohn, das ist ein Beweis, daß du eine mitleidige Seele hast; bleib bey dieser Gesinnung, und stehe den Armen bey, wenn du nach deinem Alter dazu wirst im Stande seyn.

Der kleine von Tugend. Aber, Papa, kann ich itzt nicht schon etwas für sie thun?

Herr von Tugend. Ja, von deinem Taschengelde.

Der kleine von Tugend. O! das ist gut; aber sagen Sie mir doch, es giebt so viele reiche, so reiche Leute, daß es scheint, als wüßten sie nicht, was sie mit dem Gelde machen sollten, wie können die es leiden, daß es so viele arme Leute giebt?

Herr von Tugend. Mein lieber Sohn, das kommt daher, weil sie ein hartes Herz haben, und anderer Leute Unglück sie gar nicht rühret.

Der kleine von Tugend. O! das sind garstige Leute, nicht wahr? wenn sie alle wie Sie dächten, so würden gar keine Armen seyn.

Herr von Tugend. Du hast Recht, mein Sohn, aber die Menschen, welche Brüder sind, und welche wie Brüder leben sollten, denken nicht einmal daran, daß sie von gleicher Art sind, sobald das Glück unter ihnen einen merklichen Unterschied macht.

Der kleine von Tugend. (aus dem Stegreif) Man ist also sehr unglücklich, wenn man ein Mensch und dabey arm ist. Denn unter den Thieren ist eine größere Gleichheit.

Herr von Tugend. Das macht, weil sie mehr, nach der Natur leben, und bey ihrem Daseyn die Gesetze dieser guten Gebieterin nicht verachten und vergessen.

Der kleine von Tugend. (aus dem Stegreif) Gut, lieber Papa, ich sage es Ihnen frey, wenn ich jemals wünsche reich zu werden, oder wenn ich es werde, so will ich den Reichthum anwenden, um andern Leuten gut und nützlich zu seyn, welche eben so wohl Menschen sind als ich; Sie werdens sehen, Sie werdens sehen.

Herr von Tugend. Thue das mein Sohn: durch Wohlthun allein können wir der Gottheit ähnlich werden. O! wie zufrieden bin ich mit dir, daß dir diese heilige Pflicht so leicht wird; ich will dir auch dafür ein neu Kleid mit Tressen machen lassen.

Der kleine von Tugend. O! mein lieber Papa, Sie sind sehr gütig, ich danke Ihnen; aber es fällt mir etwas ein, lieber Papa.

Herr von Tugend. Was denn?

Der kleine von Tugend. Sie tragen niemals Tressen auf ihren Kleidern, und ich frage auch nichts darnach; wenn Sie mir anstatt dieser

Tres-

Tressen zu kaufen, das Geld geben wollten was sie kosten sollen. . . .

Herr von Tugend. Wozu? Hast du deine zween Louisd'or Neujahrsgeschenk nicht mehr?

Der kleine von Tugend. Nein, lieber Papa.

Herr von Tugend. Was hast du damit gemacht?

Der kleine von Tugend. Ich habe . . . . Ich habe . . . . O! ich kann es Ihnen itzt nicht sagen.

Herr von Tugend. Und warum?

Der kleine von Tugend. Weil . . . . Ach! lieber Papa, fürchten Sie nichts, ich habe sie gut angewandt; aber ich bitte Sie, weil Sie es wissen wollen, fragen Sie mich erst Morgen.

Herr von Tugend. Gut, also Morgen? und wenn du, wie du sagst, sie gut angewandt hast, so will ich dir Morgen das Geld für die Tressen geben; ich will daß du allezeit Geld habest, wenn du es recht zu gebrauchen weißt.

Der kleine von Tugend. (bey Seite) Ich habe meine beyden Louisd'or noch, aber ich weis wohl was ich damit machen will. (zu seinem Vater) Ach! da kömmt Jacobchen . . . .

Herr von Tugend. Hurtig Jacobchen, hübsch munter, ich habe dir bey deinem Vater ein gut Zeugniß gegeben, sey fleißig, mein Kind, Gott wird dich nicht verlassen.

Dritter Auftritt.

Jacöbchen. Der kleine von Tugend.

Jacöbchen. (zu dem Herrn von Tugend der abgeht) Ach! gnädiger Herr, ich wollte gerne. (er fängt an die Meubles zu putzen.) (zu dem kleinen von Tugend.) Bleiben Sie nicht hier, es giebt viel Staub.

Der kleine von Tugend. O, dafür fürchte ich mich nicht. Ey mein armes Jacöbchen, liegt deine Mutter in Wochen?

Jacöbchen. Ja, gnädiger Herr, sie ist sehr krank.

Der kleine von Tugend. Sehr krank? und du hast noch vier kleine Brüder zu Hause?

Jacöbchen. Es sind fünf und ich, das sind sechse. Mein Vater zählet unser nur fünfe, weil ich schon mein Brod verdienen kann.

Der kleine von Tugend. Ja, aber du kannst es doch nicht, für deinen Vater, und deine Mutter, und für fünf kleine Brüder verdienen?

Jacöbchen. Mit einem Worte, gnädiger Herr, ich thue was ich kann, und Gott wird das Uebrige thun.

Der kleine von Tugend. Du hast recht: wohlan! laß mich den lieben Gott seyn; nimm, stecke die zween Louisd'or in deine Tasche, und gieb sie deiner Mutter.

Jacöbchen. O! gnädiger .... zween Louisdor! .... O! gnädiger Herr, ich werde sie nicht nehmen.

Der

Der kleine von Tugend. Nimm sie, und bekümmere dich um nichts; diese beyden Louisd'or sind meine Neujahrsgeschenke, mein Papa hat mir gesagt, daß ich damit machen könnte, was ich wollte. . . . Nun! nimm doch.

Jacöbchen. Nein, gnädiger Herr, Sie sind ein junger Herr . . . . und ich darf nicht. . . . Mein Vater und Mutter würden mich sehr schelten.

Der kleine von Tugend. Du kannst ihnen sagen, daß ich sie dir für sie gegeben habe.

Jacöbchen. Das ist wahr, aber Ihr Herr Vater muß es wissen: mit einem Wort, ich kann sie nicht nehmen, ehe ich ihm davon sage.

Der kleine von Tugend. Ich verstehe dich. O! du begegnest mir, als einem kleinen Knaben, ich sehe es wohl; es ist mir lieb, daß ich dir sagen kann, daß mein Vater mir nicht so begegnet, und daß ich dir diese beyden Louisd'or geben kann, so wie ich sie auch aus dem Fenster werffen kann; siehe daß ich Herr davon bin, und mache einen Unterschied. . . . wenn du sie nicht nimmst, so werffe ich sie aus dem Fenster, sie werden einem Armen, der sie findet, wohl bekommen.

Jacöbchen. Nun, gnädiger Herr, so will ich sie nehmen, aber. . . .

Der kleine von Tugend. Aber, du willſt es meinem Papa ſagen, nicht wahr?

Jacöbchen. Gewiß.

Der kleine von Tugend. Wenn du es ſageſt, ſo verſichere ich dich, daß ich dir nicht mehr ſo gut ſeyn werde, du ſollſt ſehen. . . .

Vierter Auftritt.

Herr von Tugend. Sein Sohn. Jacöbchen.

(der einen Spiegel polliert.)

Herr von Tugend. Mein Sohn, dein Schreibmeiſter wartet auf dich, gehe doch.

Der kleine von Tugend. Ich gehe ſchon Papa.

(er winkt dem Jacöbchen zu ſchweigen, und gehet ab.)

Fünfter Auftritt.

Herr von Tugend. Jacöbchen.

Herr von Tugend. (gehet nach dem Kamin.) Da ſind ja die Papiere, die ich da vergeſſen und allenthalben geſucht habe.

Jacöbchen. (zitternd) Gnädiger Herr, erlauben Sie, daß ich Ihnen .... dieſe beyden Louisd'or, ... wiedergebe .... welche Ihr Herr Sohn mir mit Gewalt aufgedrungen hat, ob ich gleich nicht wollte! ....

Herr

Herr von Tugend. Mein Sohn hat dir mit Gewalt die beyden Louisd'or aufgedrungen, und warum denn?

Jacöbchen. (aus dem Stegreif.) Weil meine Mutter in Wochen krank liegt. Mein Vater auch krank ist, und weil wir sechs Kinder sind; denn nach allen diesen hat er gefragt.

Herr von Tugend. Gut! mein Sohn, wenn er sie dir nach allen diesen gethanen Fragen gegeben hat, so sind die Gründe gut, und es ist mir lieb, daß er sein Taschengeld so gut anwendet; behalte die beyden Louisd'or, gieb sie deinem Vater, und deiner Mutter: gehe, was du mir da gesaget hast, freuet mich mehr, als die zwey Louisd'or werth sind.

Jacöbchen. O! gnädiger Herr, Sie wollen es also; Sie werden es doch auch meinem Vater sagen, daß Sie es gewollt haben, daß ich sie nehmen sollte?

Herr von Tugend. Ja, mein Sohn, geh, sey zufrieden.

Jacöbchen. Wie wird meine Mutter Sie und Ihren Herrn Sohn segnen!

Herr von Tugend. Höre, wenn mein Sohn dir von Zeit zu Zeit noch Geld geben sollte, so nimm es immer an, ich befehle es dir. . . .

Jacöbchen. Aber gnädiger Herr, er hat mir verbothen es Ihnen zu sagen, und er würde nicht mehr so viele Freundschaft für mich haben, sagte er.

Herr von Tugend. Desto besser, das freuet mich recht sehr, daß er dir das gesagt hat; ein Beweis, daß er auf eine gute Handlung nicht stolz ist; also sage ihm auch nicht, daß du mit mir davon gesprochen hast, ich verbiete es dir, hörst du?

Jacöbchen. Ja, gnädiger Herr.

Herr von Tugend. Wenn er dir noch etwas giebt, nimm es, ich will es haben, und damit er nicht mit dir zürne, so will ich thun als wenn ich nichts davon wüßte.

Jacöbchen. (geht wieder an seine Arbeit; indem er sich entfernt.) Ja, gnädiger Herr.

Herr von Tugend. (bey Seite, und indem er seine Papiere vor dem Kamin zusammenlegt.) Mein Sohn thut aus bloßer Güte seines Herzens, was ich heute für diese armen Leute thun wollte. Welch eine Wollust, für einen Vater, der so, wie ich denkt! und wie vergnügt werde ich seyn, wenn der Gedanke keine Tressen auf seinem Kleide zu haben, blos daher entstanden seyn sollte . . . .

Sechster Auftritt.

Herr von Tugend. Der kleine von Tugend. Jacöbchen. (der immer während dieses Auftritts arbeitet.)

Der kleine von Tugend. Gnädiger Papa, da ist der Schneider.

Herr von Tugend. Er mag ein wenig warten, und du mein Sohn, komm hieher. Du wolltest mir also erst morgen sagen, wie du dein Geld angewandt hast, nicht wahr?

Der kleine von Tugend. Ja, gnädiger Papa, weil Sie es schlechterdings wissen wollen.

Herr von Tugend. Und ich hatte es auch bis Morgen aufgeschoben, dir das Geld für die Tressen zu geben, die du nicht auf deine Kleider haben wolltest?

Der kleine von Tugend. Ja Papa, so hatten Sie mir versprochen.

Herr von Tugend. O! ich habe mehr Zutrauen zu dir; da nimm die 20 Reichsthaler, welche die Tressen kosten, die ich dir kauffen wollte. Ich sehe dich nicht mehr als ein Kind an, du wirst mir den Gebrauch, den du davon machst, sagen, wenn es dir beliebt, und dann gleichfalls von den zween Louisd'or; ich will dir in dem Punkte keinen Zwang anthun.

Der kleine von Tugend. Ach! gnädiger Papa, wenn ich es übel angewandt, hätte ich es Ihnen schon gesagt; Sie sind so gut, daß Sie es mir wohl vergeben hätten.

Herr von Tugend. Das ist vernünftig. . . . (Er stellt sich zu seinen Papieren hin.)

Der kleine von Tugend. (Nähert sich Jacöbchen, und steckt ihm heimlich zwanzig Thaler in die Hände, die er anfänglich nicht nehmen will, aber doch endlich nimmt) (sachte zu Jacöbchen.) Nimm doch . . . . aber nimm doch. (zu seinem Vater.) Ey! lieber Papa, soll ich dem Schneider sagen, daß Sie kommen wollen? oder wollen Sie, daß er herauf komme?

Herr von Tugend. Nein, laß Jacöbchen erst seine Arbeit vollenden. (Der kleine von Tugend siehet aus dem offnen Fenster heraus.)

Jacöbchen. (der noch zuletzt eine Commode bohnt) Gnädiger Herr, nun ist es fertig. (Sachte zu dem Herrn von Tugend.) Das hat er mir wieder gegeben.

Herr von Tugend. (zu Jacöbchen.) Zwanzig Thaler?

Jacöbchen. Ja, gnädiger Herr.

Herr von Tugend. (sachte zu Jacöbchen) Das ist recht; desto besser, gieb sie deinem Vater, sage, es sey von meinem Sohne, und daß es mit meiner Erlaubniß geschehen: (Laut zu Jacöbchen) So

lieber

lieber Freund! das iſt alles gut; geh nun, und arbeite für deinen Vater, und für deine Mutter; ſie haben für dich gearbeitet.

Jacöbchen. Ach! gnädiger Herr, ich ſchone mich nicht . . . . und wenn ich nur Kräfte hätte. . . . Ja, Gott iſt immer mit dabey; Sie ſehen wohl, daß er uns nicht verläßt. (Er gehet ab.)

Herr von Tugend. Lebe wohl mein Sohn.

Siebenter Auftritt.

Herr von Tugend. Sein Sohn.

Herr von Tugend. Gut! mein Sohn, ich kann alſo ſchlechterdings nicht eher als Morgen erfahren, was du mit den beyden Louisd'or gemacht haſt, wenn ich gleich noch ſo neugierig bin?

Der kleine von Tugend. Nein, gnädiger Papa, ich bitte Sie . . . . Wenn Sie aber doch itzt wiſſen wollen . . . .

Herr von Tugend. Wenn ich es wollte, ſo würde ich dich, ohne mein Anſehn zu gebrauchen, bald dazu bringen können.

Der kleine von Tugend. Und wie denn gnädiger Papa?

Herr von Tugend. Wo ſind die zwanzig Reichsthaler, die ich dir vor einem Augenblick gegeben habe?

Der kleine von Tugend, (aus dem Stegreif.) Sie sind .... sie sind .... bey meinen beyden Louisd'or .... Ja, gnädiger Papa, es ist wahr .... Sie haben es gesehen, daß ich sie Jacobchen gegeben habe, oder er hat es Ihnen gesagt .... Ach! gnädiger Papa, Sie denken zu gut, daß Sie es nicht billigen sollten, wie ich das Geld angewandt habe. Ich unterstütze eine Frau im Wochenbette, und fünf Kinder, sammt einem kranken Vater, und alle im Elende. Kann mir wohl ein mit Tressen besetztes Kleid, so viel Vergnügen machen, als ich hiervon habe?

Herr von Tugend. Du hast Recht, mein lieber Sohn, fahre fort allezeit so zu denken, so wirst du mir ein lieber Sohn seyn. Aber doch muß ich dir hierbey eine Lehre geben, die du eben so gewissenhaft befolgen mußt, wenn deine Wohlthaten, eben so vernünftig, als verdienstlich seyn sollen. Diese mein lieber Sohn, daß du deine Wohlthaten jederzeit, nach dem Bedürfniß, des Nothleidenden einrichtest, und durch eine übertriebene Freygebigkeit gegen einen, dich nicht der Mittel beraubest, mehreren Personen beystehen zu können. Denn sieh nur, der arme Jacob, ist in solchen Umständen, daß wenn ihm nicht außerordentliche Unglücksfälle zustossen, er sich und seine Familie nothdürftig ernähren kann. Für solche Leute thut man schon genug, wenn man ihnen, in solchen

Fällen

Fällen nothdürftig beyspringt, und außerdem von Zeit zu Zeit, durch kleinen Zuschus ihnen ihr mühsames Leben erleichtert. Hierzu nun wäre für den armen Jacob der dritte Theil deines Geldes, hinlänglich gewesen, und mit den übrigen 20 Reichsthalern, hättest du noch viele andre glücklich machen können. Ich wette, daß du den armen Jacob, durch deine gar zu große Freygebigkeit wirklich in Verlegenheit gesetzt hast; denn solche Leute, sind nicht gewohnt, so viel Geld auf einmal beysammen zu haben, und wenn sie nicht sehr vernünftig sind, so kann solches manchmal noch schlimmere Folgen für sie haben. Aber mit alle dem ist es besser, zu freygebig, als hart und unbarmherzig zu seyn, und ich liebe dich also herzlich, um das was du gethan hast; eine sorgfältigere Austheilung deiner Wohlthaten, wird dich meine jezige Erinnerung und deine Erfahrung künftig lehren; denn du sollst nur sehen, wie der arme Jacob mit der Hälfte, dieses Geldes, sich und seiner Familie aufhelfen wird.

Der kleine von Tugend. Ach lieber Papa, wie freue ich mich über alles das, was Sie mir da gesagt haben; ich will keine Tressen auf meinen Kleidern haben, so lange noch ein armer Mann in der Welt ist. Ja, Papa, das ist das wenigste was ich thun kann, da Sie selbst gegen arme Leute so gütig sind.

Herr von Tugend. Recht, mein Sohn, es ist besser wohlthätig, als hoffärtig seyn; ich werde suchen, dir in allem Guten mit meinem Beyspiele vorzugehen, und es freuet mich herzlich, daß auch du ein Beweis bist, daß auch in der Wohlthätigkeit, gute Art selten mislingt.

Ende des sechsten Sprüchworts.

Die
[illegible]en Arzeneien.

Siebentes Sprüchwort.

Er stellt sich vergnügter als ihm ums Herz ist.

Personen.

Frau Richard, eine reiche Witwe.

Fritzgen, } Bruder- und Schwester-Kinder der
Lottchen, } Frau Richard, acht bis neun Jahr alt.

Mamsel Dübois, Hofmeisterinn der beyden Kinder.

Die Scene ist in einer Kammer, worinn zwey kleine Betten mit Gardinen stehen, eines an dem einen Ende der Kammer, das andere gegen über. Die Handlung geschieht um sechs Uhr des Morgens.

Erster Auftritt.

Mamsel Dübois, und die beyden Kinder.
von welchen ein jedes in seinem Bette schläft, mit zugemachten Vorhängen.

Mamsel Dübois, (hält die Medicin bereit, um sie den Kindern zu geben.) Man muß bey dem vernünftigsten anfangen, und das ist der Bruder; wenigstens nach dem zu urtheilen, was er gestern zu der Mama sagte, daß er die Medicin so einnehmen würde, als wenn man ein Glas Limonade tränke. Wir wollen sehen: (sie zieht die Gardinen vor dem Bette zurück, und ruft sachte:) Fritzgen, Fritzgen, da ist Ihre Arzeney.

Fritzgen, (wacht auf.) Meine Arzeney? Gut, meine Liebe, ich bin schon bereit. (Er richtet sich hurtig auf.)

Mamsel Dübois. Mein kleiner Freund! Sie wollen doch als ein großer Mensch einnehmen? da ist ein Stück von eingemachten Abrikosen, das ich Ihnen hernach geben werde, um Ihnen den Geschmack zu benehmen.

Fritzgen. Liebe Mamsell, Sie wissen wohl, daß mir meine Mama eine schöne silberne Degenschleiffe versprochen hat, wenn ich meine Arzeney hübsch einnehme; Sie werden ihr also sagen, wie ich es genommen; geben Sie her.

Mamsel Dübois. Da ist sie, halten Sie fest, und nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht übergiessen.

Fritzgen, (nimmt den Becher.) (aus dem Stegreif.) Fürchten Sie sich nicht, meine Liebe, ich werde nicht einen Tropfen vorbey giessen .... (er schluckt die Arzeney nieder.) Das ist vorbey. Gut! meine Liebe, habe ich nicht die Degenschleife wohl verdienet? (Er ißt das Stück eingemachte Abrikosen auf.)

Mamsel Dübois. O! gewiß, ich werde es Ihrer Mama sagen, so bald sie wird aufgestanden seyn.

Fritzgen. (aus dem Stegreif.) Die Kinder machen hundert Grimaßen, wenn sie Arzeney nehmen sollen, weil sie nicht wissen, daß sie ihnen gesund ist; da beriechen sie sie, da kosten sie sie, und dann können sie sie nicht nehmen, und man schilt sie, anstatt daß man ihnen Degenschleifen geben sollte, und das ist doch gut gemacht. Nicht wahr Mamsell?

Mamsell Dübois. Sie haben Recht.

Fritzgen. (aus dem Stegreif.) So wette ich, wirds meine Schwester machen, denn sie sagte schon gestern Abend, daß Sie sie nicht würde nehmen können; sie weinte zum voraus; mein Gott! wie kindisch führte sie sich nicht auf, liebe Mamsel! Mama hat ihr doch einen Fächer versprochen, wenn sie ihre Arzeney gut einnehmen würde.

Mamsel Dübois. Ja, aber ich fürchte, daß sie ihn nicht verdienen wird, denn ich werde die Wahrheit sagen müssen.

Fritzgen. Wissen Sie was Sie thun müssen, Sie zu bewegen, daß sie die Medicin ohne große Weitläuftigkeit einnehme?

Mamsel Dübois. Nein, was muß ich thun?

Fritzgen. (aus dem Stegreif.) Sie müssen ihr sagen, daß ich mich sehr geberdet habe, daß ich viel Umstände gemacht, ehe ich meine Arzeney genommen, ohngeachtet ich gestern so brav gethan, als Mama mit uns davon sprach: alsdenn wird sie sich sehen lassen wollen; denn sie will gerne das Ansehen haben, das, was wir zusammen thun, immer besser zu machen. Sie werden sehen, meine Liebe, ob meine Erfindung nicht gut ist.

Mamsel Dübois. Mein lieber Freund, Ihr Einfall ist fürtreflich; sie schläft noch, ich will ihre Arzeney hohlen! unterdessen daß ich sie bewegen werde, sie zu nehmen, so stellen Sie sich, als schliefen Sie noch, und die Vorhänge müssen zugemacht seyn, alsdenn werden Sie alles hören, was ich ihr sagen werde.

Fritzgen. Ja, meine Liebe, ich will thun, als wenn ich schliefe, gehen Sie geschwind.

(Mamsel Dübois gehet ab.)

Zweyter Auftritt.

Fritzgen, für sich.

O! Nun will ich recht lustig seyn; ich bin nun davon frey; ich werde eine Degenschleife bekommen; aber meine Schwester .... wird ihren Fächer nicht bekommen, wo sie der Ehrgeiz nicht dazu antreibt, wie ich gesagt habe: O! wir wollen recht lachen.

Dritter Auftritt.

Mamsel Dübois. Fritzgen. Lottchen.
(die immer wegschläft)

Mamsel Dübois. (hält einen Becher.) (zu Fritzgen) Da ist die Arzenei für Ihre Schwester, nun verstecken Sie sich hinter Ihren Vorhängen, und thun, als wenn Sie noch schliefen.

Fritzgen. Ja, meine Liebe, ich will mich nicht bewegen, als bis Sie mir sagen werden, daß ich aufwachen soll.

Mamsell Dübois. Das ist gut .... (Sie gehet nach dem Bette, zu Lottchen.) Hurtig Mamsel da ist ihre Medicin, verstehen Sie mich wohl? Nun! wachen Sie doch auf. (Lottchen reibt sich die Augen aus, wendet sich wieder um, und kriecht unter die Bettdecke; Mamsel Dübois deckt sie ein wenig auf.) Ey! Mamsel, was machen Sie? wollen Sie sich denn nicht aufrichten und ihre Medicin nehmen? sie wird kalt werden.

Lott.

Lottchen. Meine Liebe, es ist noch zu zeitig, ich habe nicht genug geschlafen, und das wird mir nicht bekommen.

Mamsel Dübois. Mamsel, es ist die Zeit, da Sie sie nach dem Befehl Ihrer Frau Mama einnehmen sollten! hurtig, führen Sie sich nicht kindisch auf, Sie wissen wohl, daß sie Ihnen einen schönen Fächer versprochen hat, wenn Sie sie als eine große Person einnehmen würden. Nun, machen Sie bald.

Lottchen. (aus dem Stegreif.) O! ich frage viel nach dem Fächer, wenn ich eine häsliche Medicin einnehmen soll. Lassen Sie sie mich einmal sehen. (Sie nimmt den Becher.)

Mamsel Dübois. Hurtig, nehmen Sie sie auf einmal ein; das ist im Augenblick geschehen, wenn Sie nur wollen. (Lottchen besieht und beriecht die Medicin.) (aus dem Stegreif.) Ach! meine Liebe, wie schwarz sie ist! wie häslich das riecht! aber das ist zu viel, ich kann unmöglich alles hinunterbringen.

Mamsel Dübois. Es ist gar nicht zu viel; hurtig, hurtig; da ist auch ein schön Stück eingemachte Orangenblüth, die Sie gern essen, das sollen Sie haben.

Lottchen. Orangenblüthe? gut; meine Liebe, lassen Sie uns tauschen; nehmen Sie die Medicin, ich will die Orangenblüth aufessen.

Mamsel Dübois. Ja, das ist sehr hübsch getauscht: Wissen Sie wohl, daß ich zuletzt werde

unge-

ungeduldig werden, und daß, wenn Sie fortfahren, ich Sie mit Gewalt zwingen will, sie zu nehmen? Sie sollen keinen Fächer bekommen, ich werde Sie dagegen mit einer guten Ruthe beschenken.

Lottchen. Aber, meine Liebe, warum fangen Sie von mir an? Mein Bruder hat ja seine Medicin auch nicht genommen.

Mamsel Dübois. Ja, Mamsel, er hat sie genommen, und er schläft jezt.

Lottchen. Hat er sie genommen? Nun, hat er sie genommen, wie er gestern sagte, ohne viele Umstände zu machen?

Mamsel Dübois. O! ich bin noch unzufriedener mit ihm, als ich mit Ihnen seyn werde, hoffe ich; allenfalls habe ich ihn versichert, daß er keine Degenschleife bekommen würde .... Er hat mich ganz ungeduldig gemacht. . . .

Lottchen. (aus dem Stegreif.) Was? Er, der gestern Abend so beherzt that! Es ist mir lieb, daß ich das weis, meine Liebe! gut! um mich über ihn aufzuhalten, sollen Sie sehen, wie ich meine Medicin nehmen werde; geben sie Sie her.

Mamsel Dübois. Da ist sie, hurtig.

Lottchen (schluckt die Medicin hinunter.) Das ist vorbey.

Mamsel Dübois. Schön! Da haben Sie Orangenblüth. O! Ihr Bruder wird recht beschämt werden.

Lott-

Lottchen. (aus dem Stegreif.) Es ist doch wirklich nicht so übel als ich dachte. . . . Mein Bruder ist ein einfältiger Mensch; o! wie will ich mich über ihn aufhalten, er soll keine Degenschleife haben, und ich werde einen schönen Fächer bekommen. Nicht wahr meine Liebe?

Fritzgen, (macht die Gardinen auf.) Was sagst du da Schwester?

Lottchen, (aus dem Stegreif) Ich sagte, Bruder, daß du gestern Abend so beherzt gethan hättest, und daß du, wenn du Medicin einnehmen sollst, ärger als ein Kind von vier Jahren bist; ich weis es schon wie du es gemacht hast: Frag einmal die Mamsel Dübois, wie ich meine eingenommen habe?

Mamsel Dübois. O! Es ist gewiß ein grosser Unterschied.

Fritzgen. Was! Schwester, du hast gar keine Umstände gemacht? Ganz und gar nicht?

Lottchen. Ist es nicht wahr, meine Liebe, daß ich sie auf einmal eingenommen habe, und daß ich den Fächer bekommen werde?

Fritzgen. (aus dem Stegreif.) Es ist mir lieb, meine Schwester; ich schlief aber doch nicht, als Mamsel Dübois dir deine Medicin brachte, und ich habe gehöret. . . . meine Schwester. . . . ich habe vieles gehöret. . . . doch, wenn du den Fächer bekommst, so hoffe ich auch meine Degenschleife zu bekommen. Nicht wahr meine Liebe?

Mam-

Mamsel Dübois. Nun, seyn Sie beyde ruhig, man wird das schon gut machen.

Vierter Auftritt.

Madam Richard. Fritzgen. Lottchen. Mamsel Dübois.

Madam Richard. (zu Mamsel Dübois.) Haben die Kinder die Arzeney eingenommen, Mamsel? wird es mir einen Fächer und eine Degenschleife kosten?

Lottchen. O! Mama, es wird Ihnen einen Fächer kosten. Was die Degenschleife betrift, das geht mich nichts an, fragen Sie Mamsel Dübois; mein Bruder hatte den Abend vorher, ehe er die Medicin nehmen sollte, viel Herz, aber....

Mamsel Dübois. Aber .... Mamsell ziehen Sie nicht so auf Ihren Bruder los, das ist nicht artig, und damit ich Sie hierinn belehre, muß ich der Madam die Wahrheit sagen, daß, wenn Ihr Bruder nicht gewesen wäre, Sie vielleicht die Medicin noch nicht eingenommen hätten.

Madam Richard. Wie so?

Mamsel Dübois. Ja, Madam, Ihr Herr Sohn hat sie, ohne sich zu gebehrden, und sehr

zu-

zufrieden genommen; darauf brachte er mich auf den Einfall, Mamsell einzubilden, daß er viele Umstände gemacht habe, um Sie durch Ehre zu bewegen; das ist fürtreflich gelungen! Mamsell war nicht sehr geneigt, die Medicin als eine vernünftige Person einzunehmen: aber durch eine schöne Nacheiferung, daß sie ihrenm Bruder es zuvor thun wollte, hat Sie sie herzhaft herunter geschluckt. Das ist die Wahrheit, Madam. Dem ohngeachtet glaube ich, daß sie den Fächer herausgeben müssen, um die Medicin herunter zu spühlen; die Degenschleife kann nicht schön genug seyn.

Lottchen, (aus dem Stegreif) Ach! ach! mein Bruder, du hast mir einen Streich gespielt, aber ich danke dir. Meine Liebe, Sie sind ein wenig leichtfertig, aber ich bin nicht böse darüber, denn Sie haben gemacht, daß ich die Medicin gut gefunden habe.

Madam Richard. (zu Lottchen) Du siehst also Mamsell, daß man leicht den Widerwillen den man für die Medicin hat, überwinden kann: gebehrde dich künftig einmal wieder kindisch, wenn du welche einnehmen must, so sollst du sehen. —

Lottchen. O nein! Mama, ich werde mich nicht mehr gebehrden, ich werde alles nehmen, was Sie wollen.

Madam Richard. (zu ihrem Sohne. Mein lieber Sohn, du sollst eine schöne Degenschleife haben, weil du sie verdienst. (zu ihrer Tochter.) Und der Mamsel, will ich auch den Fächer geben, ob du es zwar, nach der Erzählung nicht verdienest; das Versprechen aber, es künftig nicht mehr zu thun, macht mich wieder gut; und wer weis ob ihr alle beyde euch nicht vergnügter stellet, als es euch ums Herze war.

Ende des siebenten Sprüchworts.

Die Uebersetzung.

Achtes Sprüchwort:

Besser halb als gar nichts.

Personen.

Der kleine Delorme, } Bruder und Schwester,
Die kleine Delorme, } beyde ohngefähr zehn Jahr alt.

Ein Lehrmeister.

Ein Zeichenmeister.

Die Scene stellt ein Cabinet vor, in welchem der kleine Delorme an einem Tisch sitzet, und an einer Uebersetzung aus dem Lateinischen arbeitet; die kleine Delorme sitzt auch auf der andern Seite an einem Tisch und zeichnet einen Kopf.

Erster Auftritt.

Der kleine Delorme. Seine Schwester.

Der kleine Delorme. Der Henker hole das Latein! ich bin es ganz überdrüßig, O! die verzweifelte Uebersetzung. Decurrentem. Schwester weißt du was das heißt decurrentem?

Die kleine Delorme, (die immer fort zeichnet.) Decurrentem? Das heißt vielleicht, die Kuh rennt!

Der kleine Delorme. O! du hast es recht getroffen! Hier ist ja von keiner Kuh die Rede! Ich habe alles mit Aufmerksamkeit übersetzt, daß ich gewiß weis, Herr Bobin werde damit zufrieden seyn; und nur das verhenkerte Wort, hält mich so lange auf; ich kann es in meinem Wörterbüchern nicht finden.

Die kleine Delorme. Ey! laß es aus.

Der kleine Delorme. Laß es aus! dann würde meine Uebersetzung aber nicht vollständig seyn, es würde etwas daran fehlen, wenn das übrige auch gut wäre. (er wiederholet.) Venator, Jäger et canes und die Hunde, insequuntur, verfolgen, Cervum, den Hirsch; aber was heißt nun decurrentem viam?

Die kleine Delorme. (sitzet und zeichnet immer fort) Ey! nun, das heißt: Die Kuh rennt dem Vieh nach, weil ein Hund veilleicht hinter ihr war.

Der kleine Delorme. O! schweig, ich bitte dich, du machst mich auch ungeduldig. (Er zerreißt die Uebersetzung.) Da ist nun die verhenkerte Uebersetzung zerrissen; sie kann abkommen!

Die kleine Delorme. Wie hitzig du doch bist Bruder! Zwey Stunden arbeitest du, und um ein Wort das du nicht weißt, zerreißt du alles was du gemacht hast.

Der kleine Delorme. Ey! warum giebt es auch solche Wörter in der lateinischen Sprache?

Die kleine Delorme. (aus dem Stegreif) Was wird Herr Bobin sagen, wenn er kommt und sieht, daß du nichts gemacht hast? Denn du magst immer vorwenden, daß deine Uebersetzung, bis auf ein Wort fertig gewesen, so wird er dir doch nicht glauben, und wird dich für einen faulen Menschen halten.

Der kleine Delorme. O! ich frage viel nach ihm; ich fürchte mich nur vor meinem Papa, der mir versprochen hat, daß ich mit ihm spazieren gehen soll, wenn Herr Bobin zufrieden wäre! meinethalben, so bleibe ich zu Hause.

Die kleine Delorme. Bruder, du bist ein Thor: Um eines Wortes willen zerreissest du deine ganze Arbeit, wenn ich es auch so machte, wenn mir ein Strich an meinem Kopfe nicht gelänge: so würde ich niemals zu Ende kommen; ich mag lieber etwas unvollkommen lassen, man verbessert es ein andermal.

Der

Der kleine Delorme, (aus dem Stegreif) O! du bist sehr glücklich mit deiner Zeichnung, das ergötzet dich; ich wollte daß ich ein Mädchen wäre, damit ich nicht nöthig hätte, das verhenkerte Latein zu studiren. O! wenn Papa nicht schlechterdings wollte, daß ich es lernte, so hätte ich es längst liegen lassen.

Die kleine Delorme, (die immer fort zeichnet.) (aus dem Stegreif) Und ich, ich möchte wohl ein Knabe seyn, um es zu lernen; dann bekommt man Bedienungen, die einem Ehre in der Welt machen; anstatt, daß das Zeichnen. . . . Was ist das, wenn man nicht ein ordentlicher Mahler werden will? Siehe Bruder, den schönen Kopf, den ich fertig gemacht habe! . . . Siehe doch! . . .

Der kleine Delorme. O der Henker! das ist wohl schwer? Laß sehen, o! der Mund ist garstig; und die Nase! besiehe doch die Nase, wie häßlich sie ist.

Die kleine Delorme. Der Mund ist so in dem Original, sieh nur! Die Nase, ja, da ist ein Strich mit dem Bleystifte, den ich ein wenig zu sehr gedruckt habe; dieser zu harte Zug verdirbts ein wenig. . . . Doch es ist nichts daran gelegen. . . . Ich will es lieber so lassen . . . . Ich bin nicht so schwürig wie du.

Der kleine Delorme. (nimmt das Papier der Zeichnung seiner Schwester und will es zerreißen.) Zerreiß etwa dies auch; nicht wahr . . . . frisch! . . .

Die kleine Delorme. (widersetzt sich, und will ihm die Zeichnung wegreißen.) Mein Bruder . . . Bruder . . . Ach! ich bitte dich, zerreiß meine Zeichnung nicht.

Zweyter Auftritt.

Der kleine Delorme. Seine Schwester. Der Lehrmeister. Der Zeichenmeister.

Der Lehrmeister. Nun, was wollen Sie da machen, Monsieur? Sie finden, wie ich sehe, ein Vergnügen, Ihre Mamsell Schwester zu vexiren. Ist denn Ihre Uebersetzung fertig?

Der kleine Delorme. Ja, mein Herr.

Der Lehrmeister. Es wäre besser, daß Sie mehrere Zeit darauf wendeten, als daß Sie so damit eilen, um hernach Possen zu treiben.

Der kleine Delorme. Mein Herr, ich habe sie ganz gemacht, es ist nur ein Wort das mich in Verlegenheit gesetzt hat.

Der Lehrmeister. Gut, wenn es nicht mehr als ein Wort ist, das ist eine Kleinigkeit; sie ist lang, ich weis es wohl; lassen Sie sehen. . . .

Der kleine Delorme, (sucht unter seinen Papieren)

Der Zeichenmeister. Und Sie, Mamsel, ist das ihre Zeichnung?

Die kleine Delorme. Ja, mein Herr.

Der Zeichenmeister. Und Ihr Herr Bruder wollte sie zerreissen?

Die kleine Delorme. Ja, mein Herr, weil da an der Nase was ist, das nicht taugt.

Der Zeichenmeister. O! das ist eine Kleinigkeit, das Ganze ist gut; ich bin zufrieden, und wegen dieses kleinen Fehlers darf man sich nicht über das ganze Werk so erzürnen, um es zerreissen zu wollen. Was würde man davon geurtheilt haben? (Er fährt fort die Zeichnungen mit der kleinen Delorme zu untersuchen.)

Der Lehrmeister. (zum kleinen Delorme.) Nun, Monsieur, wo ist denn die Uebersetzung?

Der kleine Delorme. Mein Herr, ich finde sie nicht, sie war doch in dem Augenblick da.

Der Lehrmeister. Sie finden sie nicht? und doch war sie in dem Augenblick da? . . . . Gut, ich merke wohl, was das heißt, Sie haben gar nicht daran gearbeitet. Das ist einer von Ihren Streichen. Ich werde es nicht so hingehen lassen, und Ihr Papa soll es wohl erfahren.

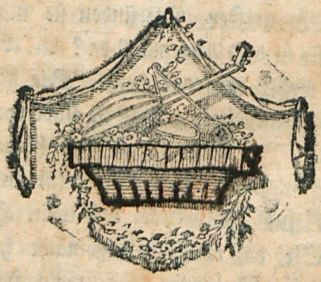
Der kleine Delorme. O! mein Herr, ich versichre Sie, daß ich sie ganz gemacht habe.

Die kleine Delorme. Ja, mein Herr, er ist beynahe zwey Stunden dabey gewesen; aber um ein Wort, das ihm fehlte, ward er ungeduldig, und hat sie zerrissen; er unterstehet es sich nicht Ihnen zu sagen: Sehen Sie, da liegen noch die Stücken auf der Erde.

Der Lehrmeister. (nimmt einige Stücken Papier von der Erde auf und setzet sie zusammen.) Ich will sehen, ob sichs so verhält. Diesmal lügen Sie nicht, aber seyn Sie nicht so ungeduldig noch so zornig, oder sonst . . . .

Der Zeichenmeister. (zu dem kleinen Delorme) Mamsell ist vernünftiger, sie hat ihre Zeichnung, um eines Fehlers willen, der darinn war, nicht zerrissen; auch an Fehlern kann man lernen, und halb ist wenigstens besser, als gar nichts.

Ende des achten Sprüchworts.



Das Duell.

Das neunte Sprüchwort.

Die Hunde, die viel bellen, beißen nicht.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0125

Personen.

Der kleine Graf von Sürmont, } Kinder von eilf bis zwölf Jahren.
Der kleine Ritter von Urzy, }
Fräulein von Urzy, seine Schwester, }

Der Hofmeister des kleinen Grafen.

Der Lehrmeister des kleinen Ritters.

Die Scene ist in einem großen Garten, worinnen Hagebüchen nahe an dem Hause der Eltern des kleinen Ritters stehen. Die Handlung trägt sich Nachmittags zu.

Erster Auftritt.

Der Hofmeister. Der Lehrmeister.

Der Lehrmeister. Nun, mein Herr! wie finden Sie den jungen Graf? Macht er Ihnen viel zu schaffen?

Der Hofmeister. Ach! mein Herr! ob er mir zu schaffen macht? Das ist das abscheulichste Kind, das man sich vorstellen kann, er hat das hitzigste, stolzeste Naturell. Denken Sie sich noch hiebey, einen Vater und eine Mutter, welche alle Fehler, die ich gern an ihm verbessern wollte, für gute Eigenschaften ausgeben! Wenn er Narrenspossen saget, so ist es Artigkeit; wenn er eine Bosheit begehet, so ist es eine Probe von seinem lebhaften Verstande. Kurz alles, was sich noch durch meinen täglichen Unterricht, bey diesem Charakter meines Untergebenen, auf die gute Seite lenken ließ, wird schon vorher fruchtlos gemacht, ehe es noch Wurzel fasset.

Der Lehrmeister. Gestehen Sie, daß unser Zustand sehr unglücklich ist! wenn wir die Grundsätze einer guten Erziehung auf unsre Untergebene anwenden wollen, und finden alsdann so lächerliche Eltern, die so wenig verstehen, wie man das Herz und den Verstand eines Kindes bilden soll, und die so sehr für ihre Kinder eingenommen sind!

Der Hofmeister. Es ist ein übles Handwerk, eine beständige Galeere, auf welcher man von Morgen bis auf den Abend rudern muß, und endlich doch den Verdruß hat, zu sehen, daß man Schifbruch leidet, ohngeachtet aller angewandten Mühe den Hafen zu erreichen!

Der Lehrmeister. Sie haben wohl recht, so gehts itzt mit allen Erziehungen. Die Väter und Mütter verderben alles durch ihren Eigensinn, und durch ihre Begierde, ihre Kinder in die Welt zu führen, ehe sie noch Grundsätze und Sitten haben. Was entsteht daraus? Die Kinder bilden sich von der zartesten Kindheit an nach einer verdorbenen Welt; und wenn man diesem Verderbniß durch seinen Unterricht entgegen arbeitet, so ist es, als wenn man mit einer Mauer redete.

Der Hofmeister. Ich versichre Sie auch, daß der kleine Graf der letzte seyn soll, den ich annehmen werde.

Der Lehrmeister. Ich darf mich eben nicht über den meinigen beklagen. Es ist der sanfteste, der ehrlichste Charakter, die beste kleine Seele .... Der Vater und die Mutter sind so vernünftig, daß ich mit ihm machen kann, was ich will, und ich werde auch gewiß aus ihm einen allerliebsten und vortreflichen Menschen ziehen. Eine einzige Sache beunruhiget mich nur noch: Er ist bestimmt Soldat zu werden, und ich fürchte, daß seine Sanftmuth, eine gewisse Zurückhaltung, ihm nicht diese

Drei-

Dreistigkeit, oder diesen natürlichen Muth, der seinem Stande so erforderlich ist, geben wird; ja, ich fürchte, daß er ein wenig zaghaft ist.

Der Hofmeister. O! das habe ich von dem meinigen nicht zu befürchten; das ist der verwegenste, der dreisteste kleine Herr. . . . Es kömmt mir vor, daß er nur wünscht groß zu werden, um Händel zu suchen, und sich besser schlagen zu können. Ich fürchte sehr, daß er noch einmal übel anlaufen wird, denn bey den Soldaten findet er seinen Gegner; Sie wissen, daß diese kleinen Großprahler selten weit kommen!

Der Lehrmeister. Dieser Charakter muß Sie sehr beunruhigen?

Der Hofmeister. Ja wohl! und nun nehmen Sie noch die Schwachheit seiner Eltern dazu, die nur diese Fehler auf der schönen Seite sehen, und die nichts anwenden, die Gefahr derselben zu vermeiden. Sollten Sie wohl glauben, daß, ohngeachtet seines so hitzigen Blutes, das er von seinen lieben Eltern erhalten hat, man seinen Degen doch nicht in der Scheide fest gemacht hat, wie sonsten der Gebrauch bis auf ein gewisses Alter ist? Ich habe Ihnen auch gesagt, daß ich für nichts gut wäre.

Der Lehrmeister. O! der Degen des meinigen steckt sehr fest, ich glaube aber daß es nicht nöthig wäre; denn ich fürchte nicht, daß er Lust

habe,

habe, ihn jemals heraus zu ziehen, wo man ihn nicht recht dazu zwingt, und das beunruhiget mich eben.

Der Hofmeister. Warlich, ich möchte lieber Ihre als meine Unruhe haben. Ich darf den kleinen Graf nicht einen Augenblick aus dem Gesichte lassen, anstatt daß Ihr kleiner Ritter Ihnen viele ruhige Augenblicke läßt. Ich wollte, daß er nur erst groß wäre, denn wenn ich nur erst von ihm bin, so mag er meinetwegen machen was er will.

Der Lehrmeister. Wie glücklich sind Sie, daß Sie so denken! mir ist es nicht möglich. Ich nehme Theil an allem, was meinem Untergebenen in seinem Leben begegnen kann, so wie ich itzt an allem, was ihm begegnet, Theil nehme, so lange ich ihn unter meiner Aufsicht habe. Kurz, ich bin so gesinnet, daß ich mir alle Thorheiten schon zum voraus vorwerfe, die er inskünftige wird begehen können, gleichsam als wenn ich die Ursache davon wäre. Wenn er sich, bey seinem Eintritt in die große Welt auf die schlimme Seite lenkt: so werde ich mich, ich fühle es, zu Tode darüber grämen.

Der Hofmeister. Sie sind zu gut.

Der Lehrmeister. Und Sie sind zu gleichgültig in dieser Sache; aber Sie würden sich doch wenigstens mit den Widersprüchen, die man Ihnen itzt entgegensetzt, entschuldigen können; ich aber habe keine Entschuldigungen, und kann auch andern die Schuld nicht beymessen; daß ist ein großer

Unter-

Unterschied. Ach! sehen Sie, da kommen unsre kleinen Herrn von der Seite her. Was mag unter ihnen vorgefallen seyn? Sie sehen sehr feurig aus.

Der Hofmeister. Ja, ihre Gebehrden sind sehr lebhaft, sie kommen längst dieser großen Hagebüchen Hecke; wir wollen auf die andere Seite der Allee gehen, damit die Hagebüchen uns von ihnen scheiden; sie werden uns nicht sehen, und so werden wir erfahren, was sie vorhaben.

Der Lehrmeister. Sie haben Recht; lassen Sie uns geschwind weggehen, (sie gehen auf die andere Seite der Hecke und folgen also den beyden jungen Herrn, ohne daß sie von ihnen gesehen werden.)

Zweyter Auftritt.

Der kleine Graf. Der kleine Ritter.

(Sie spazieren längst der Hecke mit den Degen an der Seite und mit Hüten auf dem Kopf.)

Der kleine Graf. (indem er immer den Sand mit einer Ruthe in die Höhe wirft.) Gut, mein Herr! wollen Sie nicht zufrieden seyn, so lassen Sie es bleiben. Oder wollen Sie mich zum Duell heraus fordern? O! das würde mir lustig vorkommen.

Der kleine Ritter. Das sind unnütze Reden, Herr Graf, die, anstatt mir ein Genüge zu leisten, vielmehr Ihr Unrecht gegen meine Schwester vermehren, und mich zwingen in Ernst auf Sie böse zu werden.

Der kleine Graf, (der noch immer mit seiner Ruthe spielt.) Sie böse werden? Sie böse werden? O! das wäre ein groß Unglück! Warum werden Sie zu unrechter Zeit böse, wie ein Kind? Ist das meine Schuld?

Der kleine Ritter. Ja, das ist Ihre Schuld, und Sie wissen wohl warum? weil meine Schwester nicht auf einmal ein Spiel lernen konnte, das Sie uns zeigten; mußten Sie sie darum auf eine grobe Art ein dummes Thier schelten?

Der Graf. Auf eine grobe Art? Mein kleiner Ritter, bedenken Sie, was Sie sagen, oder ich muß Sie reden lehren. Ja, Ihre Schwester ist ein dummes Thier, ich habe es gesagt, ich sage es noch einmal; aber ich sage es nicht auf eine grobe Art; es giebt nicht zweyerley Arten es zu sagen, weil es wahr ist; verstehen Sie?

Der kleine Ritter, (aus dem Stegreif.) Wenn Sie nicht auf zweyerley Art es zu sagen wissen, so muß ich Sie belehren, daß es eine Art giebt, wodurch man Ihnen zu erkennen geben kann, daß weder meine Schwester, noch ich, Ihre Grobheiten verdienen; Sie könnten es noch wohl bereuen.

Der Graf. (aus dem Stegreif.) Sachte, sachte, ich verstehe Sie; Sie wollen sich bey meinem Hofmeister darüber beklagen, nicht wahr? Gut! und hernach? Gehen Sie mein kleiner Freund, ich fürchte mich nicht vor ihm, er ist auch ein gutes Thier, aus dem ich machen kann was ich will;

Sie glauben etwan, daß man mir Schläge geben soll, so wie man Ihnen vielleicht noch giebt? ha! ha! ha!

Der kleine Ritter. Sie thun alles, mich bis aufs äusserste zu bringen, Sie werden auch ihren Zweck erreichen, nehmen Sie sich in acht; ich fühle schon .... Mit einem Worte, mein Herr, ich bin mit Ihnen hieher gekommen, wegen ihrer Grobheit gegen meine Schwester Rechenschaft zu fodern; Wollen Sie gestehen, daß Sie Unrecht gethan haben, und Sie um Vergebung bitten, oder wollen Sie nicht? Dies müssen wir hier ausmachen.

Der Graf. Wie? Sie trotzen ordentlich? das kleidet Sie gar nicht. Ich habe Ihrer Schwester gesagt, was mir ihr zu sagen beliebte. Und Ihnen sage ich, daß Sie gegen mich ein Kind sind, und daß Sie besser thun würden zu schweigen, sonsten muß ich Sie wegen Ihrer Grobheiten selbst abstrafen.

Der kleine Ritter. Mein Herr Graf, das ist zu viel. Ich habe geglaubt, Sie von Ihrem Unrecht auf eine vernünftige Art überzeugen zu können; und Sie sagen mir noch Grobheiten, anstatt daß Sie sich entschuldigen sollten; wohlan, wir wollen hier in diesen Winkel gehen, damit uns niemand sieht, alsdann sollen Sie sehen, ob ich ein solches Kind bin, wie Sie sagen.

Der kleine Graf, (aus dem Stegreif.) Gut! wir wollen weiter gehen; was wollen Sie mir zeigen? wie herzhaft Sie thun, weil Sie wissen, daß

Ihr Degen in der Scheide fest ist; aber meiner ist nicht fest darinnen; und ich könnte Ihnen leicht einige Hiebe über die Schultern geben, um Sie Lebensart zu lehren; aber nein, wir wollen fortgehen; Sie sollen Ihren Degen ziehen, ich will nur diese Ruthe gebrauchen: kommen Sie mein kleiner Freund, das wird mich recht belustigen. . . .

Der kleine Ritter. Wir wollen sehen, lassen Sie uns immer weiter fortgehen. O! hier ist es gut, niemand sieht uns. (Er ziehet seinen bloßen Degen heraus.) Mein Herr, dieser Degen, wie Sie sehen, steckt nicht in der Scheide; lassen Sie sehen, ob der Ihrige nicht darinnen bleiben wird, wenn er gleich nicht fest gemacht ist: Wohlan! ziehen Sie doch, ziehen Sie doch.

Der kleine Graf. Sachte Ritter, sind Sie ein Narr, wollen Sie daß wir uns um einer Kleinigkeit willen erwürgen?

Der kleine Ritter. Es ist keine Kleinigkeit; aber, entweder versprechen Sie mir, meine Schwester um Vergebung zu bitten, oder ich durchbohre Sie; (Er stellt sich in Lage.) hurtig, hurtig.

Der kleine Graf. Einen Augenblick; Sie können nicht wie ich fechten, ich würde einen Vortheil haben. . . .

Der kleine Ritter. Wenn man Herz hat, so schlägt man sich immer gut, wenn man es auch nicht gelernt hat, wohlan! . . . .

Der

Der kleine Graf. Aber wir würden uns alle beyde auf einmal tödten; zween Kinder von Stande; zween einzige Söhne! das würde ein großes Unglück seyn.

Der kleine Ritter. Schlechte Ursache: Machen Sie fort, sage ich Ihnen, ziehen Sie entweder Ihren Degen; oder versprechen Sie mir um Vergebung zu bitten.

Der kleine Graf. Nun, so verspreche ich es Ihnen. Ich bin ein Jahr älter als Sie: folglich muß ich klüger handeln. Aber Ritter, versprechen Sie mir auch, daß Sie niemanden hiervon etwas sagen wollen!

Der kleine Ritter. Herzlich gerne.

Der kleine Graf, (indem er den Hofmeister und den Lehrmeister gewahr wird,) (bey Seite.) Gut, man will uns trennen (laut). Aber mit allen dem, bin ich doch zu gut. (Er zieht den Degen.) Wohlan! lassen Sie uns fechten, mein Herr, weil Sie denn so wollen. (Sie nähern sich, und berühren sich mit ihren Degen, indem sie der Hofmeister trennet, und sich zwischen sie stellet.

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Der Hofmeister. Der Lehrmeister.

Der Hofmeister. Ey, meine Herrn! Wo denken Sie hin?

Der kleine Graf. (Er will wieder ziehen; da unterdessen der kleine Ritter seinen Degen ruhig in die Scheide steckt.) Aus dem Wege, mein Herr, daß ich diesen kleinen Verwegenen abstrafe.

Der kleine Ritter. (aus dem Stegreif.) Thun Sie nicht so böse, Herr Graf, es ist hier nicht die Zeit davon. Wir wollen vielmehr diesen Herrn danken, und sie urtheilen lassen, wer von uns beyden Recht hat? das wird vernünftiger seyn.

Der Hofmeister. Der Herr und ich haben alles gehöret. Herr Graf, Sie haben das größeste Unrecht. Sie würden Schimpf und Schande haben, wenn man diese Begebenheit wüßte, ich habe Sie bisher nur für einen boshaften jungen Menschen gehalten, nun sehe ich, daß Sie auch eine feige Memme sind.

Der Lehrmeister. Ach! mein lieber Ritter, lassen Sie mich Sie umarmen! Sie sind liebenswürdig. Ach! wie unrecht habe ich von Ihnen geurtheilet. Aber wo haben Sie denn diesen Degen bekommen?

Der

Der kleine Ritter. Es ist ein kleiner Degen, den ich in Saale gefunden habe. Aber meine Herren, machen Sie dem Herrn Graf nicht den Verdruß, daß man unsern Streit erfahre, ich will lieber alles vergessen.

Der kleine Graf. Versprechen Sie mir, niemanden etwas davon zu sagen, ich bitte Sie sehr; versprechen Sie mir es auch?

Der Hofmeister. Ja, aber mit der Bedingung, daß Sie die Schwester des Herrn Ritters, Ihrer Schuldigkeit nach, um Vergebung bitten.

Der kleine Graf. Ich will alles thun, was Sie wollen.

Der Hofmeister. Sehen Sie, da kommt sie zu rechter Zeit: Wenn sie nahe bey uns seyn wird, so sagen Sie ihr auf eine höfliche Art, was man sagen muß, oder ich werde Ihre Geschichte allen Leuten, die in dem Saale sind, erzählen.

Vierter Auftritt.

Die vorigen. Fräulein von Urzy.

Fräulein von Urzy. (aus dem Stegreif.) Mein Bruder, ich war um dich bekümmert; ich habe dich mit dem Herrn Grafen in Garten gehen sehen; ich habe aus dem Fenster bemerkt, daß Sie sich drohten, und hernach verlohr ich Sie aus dem

Gesichte. . . . Ich fürchtete, daß Ihr kleiner Streit meinethalben. . . .

Der Hofmeister. Nun, Herr Graf. . . . Sehen Sie nun; Es ist Zeit. . . .

Der kleine Graf. (zu dem Fräulein von Urzy, aus dem Stegreif.) Gnädiges Fräulein, ich habe Unrecht, daß ich so geredet, wie ich gethan habe, ich bitte Sie um Vergebung, und es zu vergessen, auch niemanden etwas davon zu sagen.

Fräulein von Urzy, (aus dem Stegreif) Ach! Herr Graf, ich habe nicht acht darauf gegeben: Sie sagen so vieles, daß . . . . Wenn mein Bruder nicht gewesen wäre, den dieses verdroß, so würde ich mich nicht einmal darüber beleidigt gefunden haben.

Der Lehrmeister. Wohlan! umarmen Sie sich alle drey.

Der Hofmeister. Ja, aber lassen Sie sich das auch zur Lehre dienen, mein Herr Graf.

Der Lehrmeister. Es ist nun vorbey, gehen Sie alle drey in den Saal, und lassen sich nichts merken.

Der kleine Graf. Vor allen Dingen versprechen Sie mir, nichts davon zu sagen.

Der Hofmeister. Nicht so trotzig, mein junger Herr: Leute, wie Sie, müssen immer hübsch demüthig seyn, weil sie nicht im Stande sind ihren

Trotz

Trotz auszuführen, wenn sie an den rechten Mann kommen. Ein Mensch, der einen andern so grob und so vorsetzlich beleidigen kann, ist schon ein schlechter Mensch; aber ein Cavalier, der solches thut, und dann nicht einmal so viel Herz hat, sich mit dem Beleidigten zu schlagen, und der oben drein noch prahlet, ist die niederträchtigste Creatur. Nur unter der Bedingung, will ich diese Ihre häßliche Geschichte verschweigen, daß Sie keinen Menschen, er sey wer er wolle, je wieder beleidigen.

Der Lehrmeister. Auch ich werde nichts, davon erwehnen, Herr Graf.

Der kleine Ritter. (aus dem Stegreif) Auch ich und meine Schwester nicht: Wohlan! Graf, lassen Sie uns wieder gute Freunde werden.

(Sie gehen alle drey ab, indem sie sich in die Arme fassen.

Fünfter Auftritt.

Der Hofmeister. Der Lehrmeister.

Der Hofmeister. Wohlan! mein Herr, wir haben uns beyde über diese Charaktere, wie Sie sehen, betrogen. Wie sehr müssen Sie mit Ihrem kleinen Ritter zufrieden seyn, wie ehrlich, wie brav ist er! Und was für Sanftmuth zu gleicher Zeit!

Der Lehrmeister. Ich bin ganz entzückt darüber. Ich beklage Sie von Herzen, daß Sie mit einem jungen Herrn zu thun haben, der nur böse thut, wenn er glaubt der Stärkste zu seyn, und wenn er nichts zu befürchten hat.

Der Hofmeister. Er kömmt mir jezt ganz abscheulich vor, und er rechtfertiget das Sprüchwort, die Hunde, die viel bellen, beißen nicht!

Ende des neunten Sprüchworts.

Der
kleine dreiste Bauer.

Zehntes Sprichwort.

Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Personen.

Lucas, ein Bauer, von zwölf Jahren.

Herr von Audi, Sohn des Herrn des Dorfs, der es in Besitz nimmt.

Fräulein von Audi, seine Schwester von vierzehn Jahren.

Die Scene stellt ein Theater auf dem Lande vor, wo man eben im Begriff ist eine Comödie zu spielen. Ein Lehnstuhl auf dem Theater.

Dieses Sprüchwort ist bey der Besitznehmung der Herrschaft von Saint Just von den drey Kindern des Herrn vorgestellet worden.

Erster Auftritt.

Lucas allein, kommt auf das Theater, (aus dem Stegreif.)

Dat die dat Wäder! Wat ist dat goth, wemme driest iß, dat mugt de Düwel weten, wo ick würd herin kamen, nu hew ick doch ehnmal de rechte Döhr funnen. (Er setzt sich in den Lehnstuhl.) Hie bin ick so recht in mienen Tögen. Dat heiten se Thegater. Hie bin ick fürwahr recht in mienen Tögen, bet se mie wegjagen. Se willen hie jo ähr Pussenspel macken, un de ehrst von de Hehren, de mie sehen wärd, wärd mie be de Flüchten nehmen un herut stöten. Dat iß so wiß wahr as Amen in de Kirch. Du magst immer ut dem Dörp sin, mien arm Lucas! se wären die wegjagen; ick segge diet, man schwieg, mien Sähn, glöv mie, lath us gahn.

Zweyter Auftritt.

Herr von Audi. Lucas.

Herr von Audi. Guten Morgen, mein Freund, was machst du hier allein?

Lucas. Jck, Musche? Nischt, ick säd man to mie sülst, ick wull weggahn, dat ick mie von en nich wull heruter schmieten laten.

Herr von Audi. Dich herauswerffen? bist du nicht hier aus dem Dorfe?

Lucas.

Lucas. Ja, ick bin jung wurren to Haldem, mien Vader und Moder sind da ock junk wurren, ähr Vader und Moder wären ock daher, un miene Kinner währen ock da junck wären, wenn mie Got ens schulle [illegible].

Herr von Audi. Gut! mein Freund, da du aus dem Dorfe bist, hast du nichts zu befürchten; itzt bin ich auch aus dem Dorfe, und ich hoffe, daß man in Betracht dessen auch Respeckt für mich haben wird.

Lucas. Wat? Respeckt för Sei. Sin Se ock von de Cumpenie von den Hehren Hawe?

Herr von Audi. Ein bischen, ja, aber ich bin deswegen doch aus dem Dorfe.

Lucas. Ick mags anckieken, so vehl as ick will, so weit ick mie nich to besinnen, dat ick se kenne, oder mien Läfsdag sehn hew.

Herr von Audi. Das kann seyn, mein Vater ist doch der erste Bauer im Dorfe.

Lucas. Wo blix nich mahl, miene itz ja de ülste. Se vereren us, dat ähr Vader ehn Buhr sin schall.

Herr von Audi. (aus dem Stegreif) Ich will dir die Sache erklären. Da mein Vater dies Guth gekauft hat, so macht er sich eine Ehre daraus, daß er der erste Bauer heißt. Diese Würde ist in seinen und meinen Augen die schönste von der Welt, die wichtigste für das menschliche Geschlecht, welche sich für die ehrlichsten Leute schickt: und von dem Sohne eines Bauers, bis zu dem Sohne eines andern Bauers ist wenig Unterschied. Gieb mir deine

Hand

Hand lieber Lucas, laß uns gute Freunde seyn. Du bist von ohngefähr hieher gekommen, das ist mir lieb. Sey du itzt in diesem glücklichen Augenblicke der Abgesandte der ganzen Dorfschaft, und empfange in ihren Namen alle Zeichen der Liebe und Zuneigung, die wir derselben geben wollen. Ja, mein lieber Lucas, damit du nicht an meiner Aufrichtigkeit zweifeln mögest, so will ich dich von ganzen Herzen als den Gesandten dieser Herrschaft umarmen.

Lucas. (aus dem Stegreif.) O! dat sin allerlewste Reden, un wenn se so recht goth sin, as se seggen, so bin ick goth daför, dat de Prester nich wart nödig, hewwen us to vermahnen, dolt wie to Gott för Se ut vullen Härten beden schallen. Dat ganze Dörp wärt em god sin, ward em mit gode denen. Se wären man sehn .... se wären man sehn. Ick hew nu man ehnen Arger, de mie so schwind is kamen.

Herr von Audi. Was ist es für einer?

Lucas. Wie wullen wul .... wennt em so mit wehr .... wiel .... awerst ....

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Fräulein von Audi.

Lucas. Da is ehn Frölen, de mie ganz verblüft. Se sieht so ehrlich, so fründlich uht, dat wiel ick se seh mie de Red vergeiht.

Fräulein von Audi. Wornach hältst du dich auf, mein Bruder? Man wartet auf dich, um

anzu-

anzufangen; spielst du da mit dem Burschen die Comödie?

Herr von Audi. Nein, ich sagte ihm nur die Wahrheit, daß wir willens wären, uns bey allen Einwohnern dieses Dorfs beliebt zu machen.

Lucas. O wat Hagel nich ehnmal. Se fängen et goht an, man kant nich beter maken. Wat is dat vor ehn schmuck Frölen?

Herr von Audi. Das ist die erste Schäferin unsers Dorfes, es ist meine Schwester.

Lucas. Je mehr se davon seggen, je mehr wär ick roth. Aehre Schwester, dat ehrst Schöpermäcken im Dörp, wenn dat is, so bin ick ähr ehrst Hahmel. O! wat sin dat för gode Herrn, de wie hewwen. Gnädge Frölen se waren mie miene Grofheit vergäven. Aehr Broder hat daran schuld. He redt mie so vehl godes von en allen, dat ick nich mehr weit, wat ick schall hören. Wiel ick nu nich mehr tiet hewwe, diet alles na to denken, so verlösen se mie, weg to gahn, dat ick all unsre Schöpermäkens gratleren kann, dat se ehne so allerlewste Camradsche kriegen wären, as se sind.

Fräulein von Audi. Ich danke dir für dein Compliment, es gefällt mir so um viel mehr, da es natürlich ist: So mag ich sie gerne haben.

Herr von Audi. O! meine Schwester, du kennst noch nicht die ländlichen Vergnügungen, du sollst sie aber kennen lernen, wenn wir sie mit diesen ehrlichen und guten Einwohnern dieses Dorfs

theilen werden. Die Jagd, der Fischfang, der Tanz unter den Ulmen, bald nach dem Schall der Hautbois, bald nach einem Chor das auf eine lustige Art gesungen und wiederholet wird; du wirst sehen, daß diese Vergnügungen mehr werth sind, als uns die Stadt mit aller Kunst und Pracht, aber nicht mit Wahrheit und Aufrichtigkeit genießen läßt.

Fräulein von Audi. Ich habe hievon, so wie du, die angenehmsten Begriffe.

Lucas. Wat! Se willen ock mit us unner de Linden danzen?

Fräulein von Audi. Herzlich gerne.

Lucas. Wat! Se . . . . Goht! O de Hagel! mien Arger vergeiht mie. Wiel se so goht sin, so will ick mie in ähre Sellschap mit gäven, un ick will potz tusend, dat Pozenspel mit maken. Ick glöv, dat ickt goht maken wär, wiel ick en gern gefallen will. Alls, wat hie in den Book steht, als de Kohlplanten, will ick so goht as ehn anner upschlucken, se sind so goht, as wenn se all gekaut wehren, för de da lesen kähnen. De Kop darf dat man upschlucken, und wiel ick goht lesen kann, so laht mie dat maken.

Fräulein von Audi. Das ist alles was man nöthig hat.

Lucas. (aus dem Stegreif.) Dat is alles wat man nödig het? Man mut ock Grimaschen maken, un sich mit de Arm un Hänne rören. Wiel dat dat ehrst mahl is, dat ick mie an dißen Waa-

gen span, un se dat reiht verstahn: so waren se mie wol goden Rath gäwen.

Fräulein von Audi. Lieber Lucas, wir wissen nicht mehr davon als du, denn es ist das erste mal daß wir uns damit abgeben; wir verlassen uns aber auf die gnädige Nachsicht unsrer Zuschauer; ich bedarf mehr als jemand diese Nachsicht. Ich bitte also auch recht sehr darum.

Lucas, (aus dem Stegreif.) Gahen se Frölen, wesen se man to fräden, dat ward recht goht gahn. Sullen se nich goht spälen, so waren alle Härten för se spälen, awer mit us Manslüden geith nich so, wie wille us den Kop nich damit terbräken, man weit ja wohl, dat nich mien, ock nich ähr Sack is. Ehn jed Prov is wat werth.

Herr von Audi. Das ist gut gesagt Lucas; die, welche nicht zufrieden seyn werden, dürfen nur ihr Geld an der Thüre wieder nehmen. Sey gutes Muths! fürchte dich nicht; denn hierinn heißt es, wie in allen andern Dingen, frisch gewagt ist halb gewonnen.

Ende des zehnten Sprüchworts.

Das Vesperbrod.

Eilftes Sprüchwort.

Armuth ist keine Schande.

Personen.

Herr Blandin, ein Advocat.

Madam Blandin, seine Frau.

Der kleine Blandin, ein Kind von acht Jahren.

Die kleine Blandin, ein Kind von neun Jahren.

Jacob, Sohn eines Weingärtners, und ein Pathe des Herrn Blandin, acht Jahr alt.

Ein Bedienter.

Die Scene ist auf dem Lande in einem Gesellschafts-Saale.

Erster Auftritt.

Herr und Madam Blandin.

Herr Blandin. Endlich, Madam, befinden wir uns hier auf ein paar Monate ruhig auf unserm Landhause. Sie werden es, wie ich hoffe, gerne sehen, daß ich mir hier die Zeit damit vertreibe, meinen Sohn und meine Tochter nach meiner Art zu unterrichten, und die Fehler, die Ihre Erziehungsart in der Stadt ihnen einflößt, auszurotten, oder doch wenigstens zu vermindern.

Madam Blandin. Und was für Fehler, wenn Sie erlauben, finden Sie denn an ihnen auszurotten? Sagen Sie es doch!

Herr Blandin. Sie flößen ihnen überhaupt zu viel Stolz ein, zu viel Geschmack an Pracht in der Kleidung und Putz, zu viel Neigung zu den verführerischen und selbst gefährlichen Künsten, wie zum Exempel, die Musik und das Tanzen ist. Schickt es sich, daß eine Advocatens Tochter wie eine Prinzeßin einhergehet? daß sie wie eine Opern-Tänzerin alle Arten von Tänzen versteht? oder wie eine liederliche Person alle Künste der Buhlerey ausübt?

Madam Blandin. O! mein Herr, Sie sehen alles aus einem so bürgerlichen Gesichtspunkt an, daß man glauben sollte, Sie wären aus einem an-

dern Jahrhunderte. Ich aber, ich richte mich in der Erziehung meiner Kinder nach den Sitten der Zeit, in der ich lebe.

Herr Blandin. Und eben hierinn handeln Sie sehr schlecht, Madam. Indessen will ich Ihnen gerne einige Freyheit verstatten, Ihre Tochter nach Ihrem Geschmack zu erziehen. Unglückseliger weise scheinen die Mütter mehr Recht über die Erziehung ihrer Töchter zu haben, als die Väter. Was aber meinen Sohn betrifft; so werden Sie es nicht übel nehmen, daß ich nicht eben diese Gefälligkeit gegen Sie habe, und daß ich alle die Fehler, die ihm Ihre bösen Grundsätze eingeflößt haben, wenn ich kann, und so viel ich hier dazu Zeit habe, an ihm zu verbessern suche.

Madam Blandin. Und was für Fehler wollen Sie denn an ihm verbessern?

Herr Blandin. Vor allen Dingen diesen, daß er sich das Ansehen eines kleinen vornehmen Herrn giebt, und einen verächtlichen Ton gegen diejenigen annimmt, von welchen er glaubt, daß sie unter ihm sind.

Madam Blandin. Gut! Wollen Sie ihn etwa gar als einen Gärtner oder Bauernjungen, wie den kleinen Jacob, ihren fürtreflichen Pathen, erziehen?

Herr Blandin. Ach! Madam, ich bitte nicht zu scherzen. Ja! ich wünschte, daß mein Sohn die ganze Gemüthsart, alle die Annehmlichkeiten und gute Gesinnungen haben möchte, die dieser arme Knabe zu haben scheinet; er würde desto besser seyn; Sie verachten diesen kleinen Knaben, weil er nur eines Gärtners Sohn ist. Und doch ist mein Sohn nichts mehr als der Sohn eines Advocaten. Ich, der ich nicht eitel bin, wie Sie wissen, war nichts mehr als der Sohn eines . . . . Lassen Sie mich hierüber nicht noch weitläuftiger reden. Seyn Sie auf Ihren Vater, der doch auch nur ein Kaufmann gewesen ist, noch so stolz, ich will aber nicht, daß mein Sohn es sey, und um seine Bescheidenheit in Uebung zu bringen, verlange ich nur, daß er so lange, als wir uns hier aufhalten werden, freundschaftlich mit meinem kleinen Pathen umgehe, wenn er mit ihm spielet. Er ist nur eines armen Gärtners Sohn; aber er ist der Sohn eines ehrlichen Mannes, der andern Leuten nützlich ist, auch denen die nicht so viel taugen, als er.

Madam Blandin. O! mein lieber Blandin, dies ist Ihre gewöhnliche Philosophie, die Sie allenthalben anbringen.

Herr Blandin. Nein, Madam, es ist nichts als gesunder Menschenverstand.

Madam Blandin. Sie haben beständig Ihren kleinen Jacob im Kopfe. Ich kenne Sie, Sie wer-

den nicht von ihm ablassen. Wenn ich Ihnen nun aber sagte, daß dieser Bauerjunge voller Fehler ist, daß er meinen Sohn verführen kann; daß er unbedachtsam in seinen Reden, näschig, faul, lügenhaft, und sogar boshaft ist, und daß er es ist, der uns die Früchte aus unserm kleinem Garten stiehlt. Würden Sie denn noch wohl so thöricht seyn. . . .

Herr Blandin. O! wenn Sie mir das alles beweisen, so daß ich daran nicht zweifeln kann; so will ich ihm auf immer den Zutritt in unser Haus verbiethen.

Madam Blandin. Beweisen? Nichts ist leichter als das. Sehen Sie, ich will meinen Sohn und meine Tochter in diesen Saal kommen lassen, das Vesperbrod zu essen. Um diese Zeit kömmt immer Ihr nichtswürdiger Jacob, um etwas von ihrem Vesperbrod zu erschnappen. Wir wollen uns alle beyde hier hinter dieser Thür verstecken. Sie werden selbst sehen, was diese Kinder vornehmen, und Sie sollen urtheilen, ob ich Ihnen was vorgelogen habe.

Herr Blandin. Gut. Sie haben Recht, wir wollen sehen.

Madam Blandin. (ruft) Peter! (ein Bedienter erscheint.) Bringt das Vesperbrod der Kinder hieher, und sagt ihnen, daß sie herunter kommen sollen.

(Der Bediente gehet ab.)

Herr

Herr Blandin. Wenn Jacob sich nicht gut gegen unsre Kinder aufführen wird; so verspreche ich Ihnen, daß ich Ihnen alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen will. Wenn es aber unsre Kinder sind, die sich nicht mit ihm vertragen, so versprechen Sie mir auch, daß Sie solche dafür bestrafen wollen.

Madam Blandin. Ja! mein Herr, ich verspreche es Ihnen! aber dies ist ein unnützes Versprechen.

Herr Blandin. Wir wollen es sehen.

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Der kleine und die kleine Blandin.

Der Bediente bringt auf einem Tisch das Vesperbrod, welches aus drey Birnen, drey Confectür-Torten und drey Stücken Brod bestehet.

(Er gehet ab.)

Madam Blandin. (zu den zwey Kindern.) Nun, meine lieben Kinder, setzet euch und esset. Der kleine Jacob wird auch kommen, laßt ihn mit euch essen. Aber sehet zu, daß er euch nicht alles aufesse.

Der kleine Blandin. Ja, Mama, er ist sehr gefräßig. Sehen Sie, er ist auf dem Hofe und spielet auf dem Misthaufen.

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Jacob. Madam Blandin.

Herr Blandin. Komm her Jacob!

Madam Blandin. Da sieht man es nun.

Herr Blandin. Ist es wahr Jacob, daß du auf dem Hofe gespielet hast?

Jacob. (aus dem Stegreif.) Nein, mein lieber Herr Pathe, fragen Sie den Gärtner; ich half ihm, mit einer Schaufel, Erde in den Küchengarten tragen. . . . aber ich will nun meine Hände waschen. (Er wäscht sich die Hände in einer Schüssel.)

Herr Blandin. Du arbeitetest, mein Kind? das hast du gut gemacht. (zum kleinen Blandin.) Mein Sohn, warum sagtest du, daß er spielte?

Der kl ine Blandin. Ach! ich glaubte es, mein lieber Papa.

Die kleine Blandin. Daß er uns nicht zu nahe komme, denn er würde uns alles verderben, sowohl meine Roberonde, als auch das Sommerkleid meines Bruders.

Herr Blandin. Nicht so verächtlich Mamsel! Esset das Vesperbrod zusammen, und vor allen Dingen haltet Friede unter einander. Eure Mutter

ter und ich wollen ausser dem Hause ein wenig spazieren gehen. (Sie thun, als wenn sie ausgehen, und verstecken sich hinter die halbzugemachte Thüre.)

Vierter Auftritt.

Der kleine und die kleine Blandin. Jacob (welcher sich scheuet ihnen nahe zu kommen, und immer stehen bleibet.)

Der kleine Blandin. Komm Schwester, setze dich dahin, ich will mich hieher setzen. (sie setzen sich) Und du Jacob, du kannst stehen, und laß dirs nicht einfallen, uns zu nahe zu kommen.

Jacob. O! wie Sie wollen, ich bin gar nicht müde.

Die kleine Blandin. Desto besser für dich, da, mein Bruder, ein Stück Torte für dich und eins für mich, dann wird noch ein jedes von uns beyden die Hälfte des dritten bekommen.

Der kleine Blandin. Da Schwester ist eine Birne für dich, und eine für mich, nachher noch für einen jeden die Hälfte, von der übrigen. Für Jacob ist hier ein Stück Brod, welches ihm gut schmecken wird. Denn es ist Semmel, die er sonst nicht, als nur hier zu essen bekommt.

Jacob. Ich bedanke mich. Berauben Sie sich meinetwegen nicht. Vielleicht werden Sie nicht zu viel haben. Nehmen Sie es hin. Ich habe keinen großen Hunger.

Der kleine Blandin. O! du würdest es schon essen, wenn du auch Birnen und Torte bekämest, aber das ist für uns.

Jacob. Nein, ich pflege dies nicht bey meinem Vesperbrod zu essen, ich würde es auch nicht einmal essen, wenn Sie es mir geben wollten.

Die kleine Blandin. Du bist sehr stolz, desto besser, denn du wirst doch nichts davon bekommen. Warte! Ich will mir meine Birne mit meinen schönen Messergen abschälen, und dir die Schalen geben.

Der kleine Blandin. Schwester, er soll hingehen, und einige Birnen aus dem Garten hohlen, und dann soll er auch eine davon abhaben. . . . Willst du Jacob?

Jacob. O! nein, zweymal haben Sie mich gezwungen dahin zu gehen, und ich habe es aus Liebe zu Ihnen gethan. Ich habe nicht einmal einen Birnenstiel davon essen wollen, und dennoch hatten Sie zu Ihrer Mama gesagt, daß ich sie aus Näscherey gestohlen hätte. Ich werde es nicht wieder thun.

Die kleine Blandin. Ey! kleiner Tölpel, rede doch. Würdest du nicht mehr als zu glücklich seyn, Schläge für uns zu bekommen?

Jacob. Ja! aber es ist doch nicht hübsch, das zu nehmen, was man uns nicht giebet.

Die kleine Blandin. Willst du den Augenblick hingehen?

Die kleine Blandin. (drohet ihm) Willst du fort?

Jacob. Nein! Ich will nicht hingehen, und werde auch niemalen wieder hingehen.

Der kleine Blandin. Du wirst Schläge bekommen.

Jacob. Ich will lieber Schläge aushalten, als etwas böses thun.

Der kleine Blandin. So, du willst uns nicht gehorchen? Da Schwester hilf mir. Nimm diesen Stock, ich will den andern nehmen. (Der kleine Blandin und seine Schwester schlagen Jacob der sich geduldig schlagen läßt und sagt:)

Jacob. Nun! Sie werden damit doch nicht weiter kommen. (Sie schlagen noch und Jacob läuft in einem Winkel der Stube.)

Der kleine Blandin. Wenn du sagest, daß wir dich geschlagen haben: so wollen wir, wie das

vorige

vorige mal sagen, daß du wiederum die Birnen aus dem Garten gestohlen hast.

Jacob. Seyn Sie nur ruhig. Sie haben mich schon mehr als einmal geschlagen, und ich habe nichts davon nachgesagt.

Der kleine Blandin. Komm her und gieb uns dein Brod wieder; weil du nicht willst hin gehen und uns Birnen hohlen, so sollst du es auch nicht haben.

Jacob. Da haben Sie es. Heben Sie es auf. Ich bin nun froh, daß ich nichts von dem allen gegessen habe. Ich will lieber unser grobes Brod essen. Man macht mir deswegen keine Vorwürfe.

Fünfter Auftritt.

Herr und Madam Blandin, die aus ihrem Winkel hervorkommen, **und die vorigen.**

Herr Blandin. (zu seiner Frau.) Sehen Sie, Madam! Ist das, was Sie mir versprochen haben?

Madam Blandin. (zu Ihrem Sohn und Tochter.) Ey! Ey! Ihr seyd schöne Kinder, ich habe alles gehöret, wie Ihr mich in der Erzählung von dem armen Jacob alle beyde bologen habt. Er soll näschig und fräßig seyn, er soll Birnen stehlen, boshaft und lügenhaft seyn, da ihr es doch nur seyd,

die

die alle diese Laster an sich haben. Es ist mir sehr lieb, daß ich euch kennen lerne.

Jacob. Seyn Sie nicht böse Madam um meinetwillen. Ich versichre Sie, daß alles nur Spaaß gewesen ist, und ich bin gar nicht böse. Ich versichere Sie, daß sie mir keinen Schaden gethan haben. Wir spielten nur zusammen, das war alles.

Madam Blandin. Geh nur, mein armer Jacob, ich will dir Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und sie alle beyde so bestrafen, wie sie es verdienen. (Sie schickt sie fort.) Fort, geht alle beyde in eure Stube zu eurer Hofmeisterin, bis ich euch so werde strafen lassen, wie Ihr verdienet.

Herr Blandin. Sie mögen es auf sich nehmen, Madam, Ihre Tochter zu strafen, ich will mich nicht darein mengen. Das aber, was ich nur rathen wollte, wäre dieses, von jezt bis auf weitern Befehl alle ihre Maitres in der Musik, im Tanzen und Zeichnen abzuschaffen, und nur dahin zu sehen, daß sie gut nähen, sticken und spinnen lerne, um ihr Herz und ihren Verstand zu bilden. Was meinen Sohn anlanget, so soll das seine Strafe seyn, die er verdienet, daß Jacob hier seine Stelle und seine Kleider annehmen, und mit einem Worte mein Sohn werden soll; und daß diesem schönen jungen Herrn, als einem Bauerjungen, ja

ich sage noch mehr, als dem schändlichsten Geschöpfe in der Natur begegnet werde. Nun Madam, sind Sie noch wider die Armuth eingenommen?

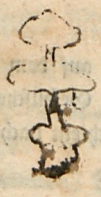
Madam Blandin. Nein, mein lieber Mann, so sauer es mir auch ankömmt, so muß ich doch gestehen, daß Sie dismal Recht haben, und daß Armuth keine Schande sey.

Ende des eilften Sprüchworts.

Das
Mißverständniß.

Zwölftes Sprüchwort.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.



Personen.

Herr von Feuerfax, Hauptmann von der Infanterie.

Frau von Feuerfax, seine Gemahlin.

Wilhelm, } Brüder, vierzehn bis funfzehn Jahr alt, Söhne eines Gärtners.
Peter, }

Johann, Bedienter in dem Hause des Hauptmans.

Der Schauplatz ist auf dem Lande in dem Vorzimmer des Gesellschafts-Saals. Die Handlung geschieht nach dem Mittags-Essen.

Erster Auftritt.

Wilhelm tritt in das Vorzimmer mit einer verwirrten Miene.
Ein Bedienter.

Der Bediente. (sitzt und stickt, ohne aufzustehen.) Was wollt ihr, mein Freund?

Wilhelm. Man hat mir gesagt, daß der Herr Hauptmann Leute zu seiner Compagnie suche, und ich will mich gerne von ihm anwerben lassen.

Der Bediente. Er ist ausgegangen, und Madam hält ihre Mittagsruhe in dem Saale. Wenn sie aufgewacht ist, so will ich euch melden, daß ihr mit ihr sprechen könnt, sie wird euch eben so gut anwerben als der Herr. Wartet einen Augenblick, setzet euch nieder. (Wilhelm setzt sich.)

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Peter.

Der Bediente. (der noch immer stickt, zu Peter.) Nach wem fragt ihr?

Peter. (zum Bedienten.) Ich habe gehöret, daß Madam einen jungen Menschen zum Bedienten haben will. Sie wünscht, wie man mir gesagt hat, daß er noch nicht gedienet habe, um ihn nach ihrer Hand zu ziehen. Ich komme, mich ihr anzubiethen, ich habe noch niemalen gedient.

Der Bediente. Seyd ihr hier aus dem Dorfe?

Peter. Ja, ich bin der Sohn des großen Peters, des Gärtners, sehet, da ist mein Bruder.

Wilhelm. Sieh! bist du doch da, was suchst du denn hier?

Peter, Was ich suche? Ich will in Dienste gehen.

Der Bediente. Wartet alle beyde, ich will sehen, ob die gnädige Frau euch sprechen kann.

(Er geht weg.)

Dritter Auftritt.

Wilhelm Peter.

Wilhelm. Wie? Peter, du willst Dienste nehmen, und ich auch, potztausend das ist schnackisch! Du hast mir nichts davon gesagt.

Peter. Du mir auch nichts; du bist sehr geheimnißvoll.

Wilhelm. So, wie du. Ich habe nicht mehr Lust, mich zu Tode zu arbeiten, von früh Morgen an bis in die späte Nacht, und nur trocknes Brod zu essen, und Wasser zu trinken.

Peter. Bey meiner Treue! Ich will mein Glück versuchen. Man weis manchmal nicht, was sich zutragen kann. Ich kann lesen und schreiben, und wenn man so weit gekommen ist, so hat man an der Lebensart der Bauren keine Lust mehr. Wenn ich eine Zeit lang in Diensten gestanden.

standen . . . . so hat man Schutz; der Herr macht einen zum Kammerdiener der einen Degen tragen kann, und nachher kriegt man eine Bedienung, und nachher. . . . Siehe unsern Vetter Heinrich an, wie weit ers schon gebracht hat. Je nun! Er war nicht mehr als wir in unserm Alter, und nun geht er in Gold und Silber von oben bis unten.

Wilhelm. Wie? du kommst hieher, um dich zum Schuputzer machen zu lassen?

Peter. Ja, ganz gewiß. Und du? hast du nicht eben diese Absicht?

Wilhelm. (aus dem Stegreif) Du Tölpel, ich komme, um mich in königliche Dienste zu begeben unter der Compagnie des Herrn von Feuerfax. Ein Schuputzer! Fuy. Ein Soldat, potztausend! ein Soldat da hat man Ehre davon, wenn man dem König dient. Wähle dieses, Bruder, das wird uns im Dorfe mehr Ehre machen. Wenn man uns denn vorwirft, daß wir unsern Vater und unsre Mutter da lassen, so werden wir wenigstens sagen können, daß es geschieht, um dem Staat und dem Könige zu dienen, der unser aller Vater ist.

Peter. O! mache, was du willst. Was mich anlangt: so bin ich kein Freund von Kriege, von Kanonen, von Flinten und Degen. Das alles zerhauet, zerschlägt und zerbricht euch Arm und Beine. Ich lebe nur einmal. Lieber will ich ruhig leben. Und denn quält einen das verzweifelte Exerciren, dann wird man des Dienstes überdrüßig,

und dann kann man seinen Herrn nicht verändern wenn man will. Ich will lieber Bedienter seyn. Wenn ich mit meinem Herrn, dem ich diene, nicht zufrieden bin; so kann ich ihm seinen Abschied geben, so wie er ihn mir geben kann, das ist gleich viel.

Wilhelm. Du sprichst wie eine feige Memme; wenn du nur bedächtest. . . .

Vierter Auftritt.

Wilhelm. Peter. Der Bediente.

Der Bediente. Man wird so gleich mit euch reden.

Wilhelm. Wir wollen auf dem Hofe warten, um uns noch etwas zu sagen, daß. . . . Wollt ihr uns wohl Nachricht geben?

Der Bediente. Ihr könnt immer hingehen, ich will euch schon rufen.

Fünfter Auftritt.

Der Bediente. (allein indem er sie weggehen siehet.)

Das sind ein paar junge wohlgewachsene Burschе . . . . Wilhelm und Peter werden einen hübschen Bedienten und einen hübschen Soldaten abgeben. Aber itzt verwechsele ich sie, und ich weis nicht mehr, welcher von beyden. . . .

Sechster Auftritt.

Der Hauptmann. Der Bediente.

Der Bediente. Herr Hauptmann da ist ein junger Mensch, der Dienste nehmen will.

Der Hauptmann. Wo ist er?

Der Bediente. Er ist mit seinem Bruder auf dem Hofe, und wartet.

Der Hauptmann. Laß ihn allein herkommen, daß ich desto besser mit ihm sprechen kann.

Der Bediente. (gehet an die Thür des Flures, um zu rufen.) Wen soll ich nun rufen? auf gerathe wohl! (er ruft.) Peter!

(Er gehet weg.)

Siebenter Auftritt.

Der Hauptmann und Peter.

Der Hauptmann. Bist du es, mein Freund, der Dienste nehmen will?

Peter. (der seinen Huth umdreht.) Ja, mein Herr, mit Günsten. Ich werde schon meine Schuldigkeit thun; denn ich habe Lust was zu thun.

Der Hauptmann. Wie alt bist du?

Peter. Funfzehn Jahr, auf künftigen Martini.

Der Hauptmann. Du bist noch nicht sehr groß. Aber du wirst schon wachsen, ich sehe es. Kanst du lesen und schreiben?

Peter. Ja, mein Herr, ich bin es, der alle Fabricklisten in unserm Kirchspiel schreibt, und singe ganz geläufig vor dem Pulte.

Der Hauptmann. Da hast du Handgeld, der Handel ist geschlossen. Ich nehme dich an. (Er giebt ihm sechs Thaler.) Nimm dies an, und trink meine Gesundheit. Ich will dir eine Montirung machen lassen, und von diesem Augenblicke an, tritst du in Dienste. Dein Bauername schickt sich nicht für den Stand, den du itzt ergreifst. Nenne dich Haudegen.

Peter. Ja Herr! (bey Seite.) das ist für einen Bedienten ein häßlicher Name.

Achter Auftritt.

Die vorigen. Frau von Feuerfax. Der Bediente.

Frau von Feuerfax. (ruft den Bedienten.) Johann!

Der Bediente. Gnädige Frau!

Frau von Feuerfax. Wo ist der junge Mensch, der in Dienste gehen will?

Peter. Das ist mein Bruder, gnädige Frau, er ist auf dem Hofe.

Frau von Feuerfax. Laßt ihn hereinkommen, Johann.

Der Bediente, (ruft) Wilhelm!

Neunter Auftritt.

Die vorigen. Wilhelm.

Frau von Feuerfax, zu Wilhelm. Bist du es, mein Sohn, der Lust hat zu dienen?

Wilhelm. Ja, gnädige Frau, wenn Sie die Gnade haben wollen mich anzunehmen.

Frau von Feuerfax. zu ihrem Manne. Er stellt in der That eine gute Person vor, wenn er nur erst wird ordentlich gekleidet seyn. . . . (zu Wilhelm.) Du hast noch nicht gedienet? Nicht wahr?

Wilhelm. O! nein gnädige Frau, das kann man leicht sehen, ich bin noch so jung.

Frau von Feuerfax. Desto besser, du wirst dich also desto besser aufführen, wie ich hoffe.

Wilhelm. Ich habe große Lust, und ein gutes Herz, ich werde bald alles lernen, was ich zu wissen nöthig habe.

Frau von Feuerfax. Ihr seyd alle beyde Söhne des großen Peters, der, wie ich gehört habe, ein Weingärtner in diesem Dorfe ist?

Wilhelm. Ja, Madam, das ist wahr.

Frau von Feuerfax. (zu Wilhelm.) Gut, es ist beschlossen. Morgen will ich dir Kleidung geben lassen. Es ist noch eine da, die sich auf deinen Leib gut schicken wird. Ich muß dir nun auch einen schönen Namen geben. Du sollst Selmis heissen.

Wilhelm. Wie es Ihnen gefällig ist, gnädige Frau (Bey Seite.) Ein süsser Name für einen Soldaten.

Frau von Feuerfax. (zu ihrem Manne.) Mein Herr, werde ich nicht einen schönen Bedienten bekommen?

Der Hauptmann. Und wie gefällt Ihnen mein Soldat?

Wilhelm. Wenn müssen wir denn zusammen kommen?

Frau von Feuerfax. Was sagst du da von zusammen kommen?

Peter. Mein Herr, werde ich bey der Tafel aufwarten, und die gnädige Frau auf der Strasse begleiten?

Der Hauptmann. Was willst du denn damit sagen, bey der Tafel aufwarten, die gnädige Frau auf der Strasse begleiten? Ist das das Amt eines Soldaten?

Frau von Feuerfax. (zu Wilhelm.) Und du? du fragst, wenn man zusammen kommen müsse, was soll das seyn für einen Bedienten?

Wilhelm. Ich will aber kein Bedienter seyn.

Peter. Und ich, ich will kein Soldat seyn.

Der Hauptmann. Das ist ein schöner Mischmasch, meine Liebe! Ihr Bedienter will Soldat seyn, und mein Soldat will Bedienter seyn. Aber gewiß, sie müssen alle beyde Soldaten werden, das wird besser seyn, sie sind auch alle beyde groß genug. Höret mein lieber Peter, Ihr habt euer Handgeld bekommen, Ihr habt mir euer Wort gege-

gegeben, das ist Verpflichtung genug für einen ehrliebenden Kerl.

Peter. O! nein, mein Herr, Sie sind selbst ein viel zu ehrliebender Herr, als daß Sie meinen guten Willen so überraschen könnten. Ich habe geglaubt, daß alles, was Sie mir gesagt haben, nur auf die Annehmung eines Bedienten ginge. . . . Meine gnädige Frau, thun Sie doch bey dem Herrn eine Fürbitte für mich. Blos in Ihre Dienste wünsche ich zu gehen, und Sie würden sich ein Gewissen machen müssen. . . .

Frau von Feuerfax. (zu ihrem Manne.) Ohne Zweifel. Ich bitte Sie, mein lieber Mann, nicht mehr an Petern zu denken, weil er bey mir seyn will. Es kommt mir so gar in den Sinn, sie beyde in meine Dienste zu nehmen. (zu Wilhelm.) Was, mein lieber junger Mensch? Du willst Soldat werden? Bedenkst du auch, was du thust? Du wirst in diesem Stande manchen Kummer und Unglück auszustehen haben, an statt, daß du in meinen Diensten ein stilles und ruhiges Leben führen kannst. Man würde etwas aus dir machen können, wenn du dich gut willst aufführen. . . . (zu ihrem Manne.) Er gefällt mir, sein gutes Ansehen hat mich schon für ihn eingenommen.

Der Hauptmann. O! meine Liebe, ich bitte, daß Sie mir meine Leute nicht abspenstig zu machen suchen, (zu Wilhelm.) Du heissest Wilhelm, wie ich glaube?

Wilhelm. Ja! Herr Hauptmann.

Der Hauptmann. Du willst doch gerne Soldat werden?

Wilhelm. Ja! Herr Hauptmann, ich muß Soldat werden, gnädige Frau, es thut mir sehr leid.

Der Hauptmann. Gut! Komm hieher, und sey du Haudegen (zu Petern,) und du, denkst du noch daran ein Bedienter zu werden? Folge dem Beyspiel deines Bruders. Der Soldatenstand bringt Ehre, er ist besser als der Stand eines Bedienten, eines Müßiggängers, der nur immer in dem Zimmer sitzt, und sein Leben in einer verächtlichen Unthätigkeit zubringt, die sich für keinen braven Kerl schickt.

Peter. (aus dem Stegreif.) Gnädiger Herr, es thut mir sehr leid, daß ich Ihre guten Gründe nicht so recht einsehen kann. Ich habe keinen Geschmack am Soldatenleben. Die gnädige Frau ist eine gute Frau, ich will lieber bey ihr in Dienste gehen, als alles Getümmel des Krieges ausstehn. Man hat im Kriege zu viel Unglück, und niemals Vortheil. Man bekömmt nichts als seinen Sold, und kann nicht loskommen, wenn man will. O! ich will lieber bey der gnädigen Frau seyn.

Frau von Feuerfax. Du hast recht, mein Sohn. Komm du hier auf meine Seite. Gut! (zu ihrem Manne.) Sie wollen nicht, daß ich Ihnen Ihre Leute nehme? Sehen Sie, hier ist doch ein Deserteur, den ich mache, um mich wegen des

Hau-

Haudegens zu rächen. Sie sind sich sehr ähnlich, und ich will mich mit diesen einzigen begnügen, weil ich gezwungen bin. Gehet Zelmis, seyd getreu in euren Diensten, ihr werdet Ursache haben, mit mir zufrieden zu seyn.

Peter. O! das ist mein einziges Verlangen, und dahin steht mein ganzer Sinn.

Der Hauptmann. Und du, Haudegen, laß deinen Namen den Feinden bekannt werden, und suche diesen guten Namen dein ganzes Leben hindurch zu erhalten und zu verdienen. Du sollst sehen, daß du dein Glück machen wirst. Ich werde mich deiner schon annehmen.

Wilhelm. Herr Hauptmann, ich will kein ehrlicher Kerl seyn, wenn Sie nicht sehen sollen, daß ich ein Herz habe, das sich für den Stand, den ich ergreife, schickt. (zu seinem Bruder) Wie kann man doch Bedienter seyn!

Peter. (zu Wilhelm.) Wie kann man doch ein Soldat werden!

Der Hauptmann. Gehet, Haudegen, Morgen. . . .

Frau von Feuerfax. Morgen, Zelmis. . . .

(Wilhelm und Peter gehen ab.)

Zehnter Auftritt.

Herr von Feuerfax, und seine Gemahlin.

Frau von Feuerfax. Ach! mein Schatz, wie kann man doch ein Soldat werden? wenn man es besser haben kann.

Herr von Feuerfax. Wie so? Meine Liebe, bin ich nicht auch einer?

Frau von Feuerfax. Ja, aber ein Gemeiner? der so viel Ungemach ausstehen muß. —

Herr von Feuerfax. Eben um deshalb mein Schatz, sollten wir einen Menschen, der aus wirklicher Ehrliebe, und nicht aus Liederlichkeit, diesen Stand ergreift, allemal höher schätzen, als einen feigherzigen Bedienten. Daß aber unser Zureden diese beyden jungen Bursche, von ihren Entschliessungen, nicht hat zurückbringen können, und daß ein jeder von ihnen sich in seinem neuen Stande für glücklich hält, darüber dürfen Sie sich nicht wundern, denn auch hier heißt es wie in allen Dingen, des Menschen Wille, ist sein Himmelreich.

Ende des zwölften Sprüchworts.

Das
glückliche Naturel.

Dreyzehntes Sprüchwort:

Die Natur läßt sich nicht verläugnen.

Personen.

Herr von Belmon.

Frau von Belmon, seine Gemahlin.

Der kleine von Belmon, ihr Sohn zehn Jahr alt.

Die Scene ist in dem Zimmer des kleinen Belmons, der im Bette mit zugemachten Gardinen tödtlich krank liegt. Die Handlung fängt um fünf Uhr des Abends an.

Erster Auftritt.

Herr von Belmon. Der kleine von Belmon in seinem Bette mit zugezogenen Vorhängen.

Herr von Belmon, allein, der seine Hand unter den Kopf gestützt hat. Was für ein schrecklicher Augenblick für einen Vater, der nur einen Sohn hat, einen einzigen Sohn, der da sterben will! Seit acht Jahren lebe ich nicht mehr mit meiner Frau: ich habe keine Hofnung, mehr Kinder zu bekommen: O! Himmel, ich fühlte bey mir selbst, daß ich ein guter Vater, ein guter Mann war; mußte nun meine Frau durch ihre Aufführung es dahin bringen, daß ich mich von ihr scheiden mußte, und daß ich meinen Sohn verliere? O! wie beschwerlich ist das menschliche Leben, wenn die Bande, welche recht dazu gemacht sind den Verdruß zu versüssen, selbst zum Verdruß werden! Ich will sehen, was dieser kleine Unglückliche macht. Die Aerzte haben ihn aufgegeben. Vielleicht daß die Natur, die man selten recht kennet, nicht recht untersucht, geschickter ist. . . . (Er öfnet die Vorhänge vor dem Bette seines Sohnes. Nun? mein Freund, mein liebes Kind, kennst du mich? (Er faßt ihn an den Arm.) Er hat das heftigste Fieber.

Der kleine von Belmon. Ja, lieber Papa, ich höre Sie; ich fühle wohl, daß ich von dieser

Krankheit nicht wieder aufkommen werde, wenn Sie mir nicht das Mittel bringen, das mir allein helfen kann.

Herr von Belmon. Ich! ich könnte dir das Leben retten? Ach! mein liebes Kind, sage, was ist das für ein Mittel? Nichts wird meiner Zärtlichkeit unmöglich seyn, rede.

Der kleine von Belmon. Es ist schon lange, mein lieber Papa, daß ich Ihnen einen Schmerz verberge, welcher die einzige Ursache des Zustandes ist, in welchem ich mich befinde, ein Zustand, der mir das Leben rauben wird, wenn Sie mich nicht hören, und mir meine Bitte gewähren wollen.

Herr von Belmon. Sage, sage es doch, bitte, du sollst erhöret werden.

Der kleine von Belmon. Ich habe eine Mutter, ich habe sie niemals gekannt, ich war zu jung als Sie noch zusammen lebten, als daß ich mich ihrer Gesichtszüge erinnern könnte. Seit der Zeit haben Sie mir gesagt, daß Sie todt wäre. Bey meiner Erziehung haben Sie mir die Lügen als eine abscheuliche Sache abgemahlt. Ich habe Ihnen auf Ihr Wort geglaubt, daß meine Mutter todt wäre; aber acht Tage vorher, ehe ich krank ward, hat mich der Sohn einer Ihrer Freunde versichert, daß er von seinem Vater erfahren, meine Mutter lebte noch, daß Sie sich von ihr hätten scheiden lassen, die Ursachen, warum es geschehen, wüßte er nicht. . . .

Herr von Belmon. Nun dann, mein lieber Sohn!

Der kleine Belmon. Das Verlangen meine Mutter zu sehen und kennen zu lernen, hat mich so sehr eingenommen, daß ich darüber krank geworden bin. Ich sagte zu mir selbst, fast alle Kinder von deinem Alter haben ihre Mütter, sie erfahren die zärtlichsten Liebkosungen, und ich, der ich auch eine, so gut wie ein anderer habe, kenne sie nicht einmal. Man hat mir anbefohlen, nicht mit Ihnen davon zu reden, ich hatte es versprochen, und die Furcht Ihnen zu missfallen, hatte mich abgehalten. Da ich aber vielleicht bald sterben werde, und Sie, mein lieber Papa, ein gütiger Mann sind, so möchte ich doch wenigstens noch vorher gerne meine Mutter kennen lernen, sie umarmen, in meiner Mutter und Ihren Armen sterben, alsdann würde ich zufrieden sterben.

Herr von Belmon. Ach! mein lieber Sohn, du öfnest mir das Herz; warum hast du mir das nicht eher gesagt? Ich will deine Mutter hohlen lassen, fasse dich, wenn es möglich, und ermuntere dich durch das Vergnügen, daß du sie bald sehen wirst. (Er klingelt.)

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Ein Bedienter.

Herr von Belmon. (zu dem Bedienten) Gebt mir mein Schreibzeug, ich muß einen Brief schreiben.

Der Bediente. Ja, mein Herr.

(Der Bediente gehet weg.)

Herr von Belmon. (zu seinem Sohne.) Ich will so gleich einen Brief schreiben, und darinn dein Verlangen und deinen Zustand melden, ich zweifle nicht, daß sobald. . . .

Der kleine von Belmon. Ist meine Mutter also nicht eingesperret, wie man mir gesagt hat?

Herr von Belmon. Nein, mein Sohn; sie ist es lange genug gewesen! endlich habe ich ihr die Freyheit gegeben, ein ruhigeres und angenehmeres Leben zu führen: Seit zwey Jahren wohnet sie in einem Kloster, aus welchem sie nach Gefallen heraus gehen kann, wenn sie will.

Der kleine von Belmon. (aus dem Stegreif) Und sie hat noch kein Verlangen gehabt mich zu sehen? Sie hat mich also niemalen geliebt?

Herr von Belmon. Ja, mein Kind, sie hat alles mögliche gethan dich zu sehen, aber ich habe es nicht zugeben wollen; deine Erziehung war mir zu lieb, daß ich befürchtete, sie möchte durch üble Eindrücke meine Bemühungen zerstören, und mich bey dir anschwärzen.

Der

Der kleine von Belmon. (aus dem Stegreif) Wenn sie aber mich wieder sähe, und mir Gott das Leben gäbe, wie ich hoffe, so müssen Sie mir versprechen, mein lieber Papa, daß Sie ihr alles vergeben, und daß sie mit einander in einem guten Verständnisse leben wollen.

Herr von Belmon. Ja, mein Kind, ich verspreche es dir. (Ein Bedienter bringt das Schreibzeug.) (zum Bedienten.) Das ist gut, setze es hin. (Der Bediente gehet ab, Herr von Belmon setzet sich hin zu schreiben.

Der kleine von Belmon. Schreiben Sie?

Herr von Belmon. Es ist schon geschehen, es braucht nur ein paar Worte, ich will sie dir vorlesen. (Er list.) „Madam, Ihr Sohn ist „gefährlich krank; er verlangt Sie zu sehen; er „hoffet, noch durch dieses einzige Mittel, sein Leben „zu retten. Kommen Sie, warten Sie nicht einen „Augenblick.„

Der kleine von Belmon. Das ist schön, mein lieber Papa, dieser Brief hilft mir schon etwas.

Herr von Belmon. (schreibet die Addresse darauf, und klingelt dem Bedienten.) Traget geschwinde diesen Brief hin, wo er hin soll.

Der Bediente. Ja, gnädiger Herr; es will Sie eine Dame gerne sprechen.

Herr von Belmon. Wer ist sie?

Der Bediente. Sie wollte ihren Namen nicht sagen, da ist sie selbst.

Herr von Belmon. (sachte zu dem Bedienten.) Gebet mir den Brief wieder. (Der Bediente gehet heraus.)

Dritter Auftritt.

Herr und Frau von Belmon. Der kleine Belmon in seinem Bette mit zugezogenen Vorhängen.

Frau von Belmon. (redet sachte zu dem Herrn von Belmon da die Thüre nur halb offen ist.) Mein Herr, ich öfne die Thüre ohne weitere Umstände. Ich weis in welchen gefährlichen Umständen mein Sohn ist. Ich habe geglaubt, daß Sie mir einen Schritt zu gute halten würden, welchen die Zärtlichkeit. . . .

Herr von Belmon. (mit leiser Stimme.) Ach! Madam, er ist in letzten Zügen, die Aerzte haben ihn schon aufgegeben.

Frau von Belmon. Es ist noch Hülfe mein Herr, und wäre es auch die Natur und seine Mutter.

Herr von Belmon. Ich bin Ihrer Meinung: Eben itzt da Sie angekommen sind, frug er nach Ihnen. Er hatte ein Verlangen nach Ihnen; ich schrieb Ihnen, daß Sie ihn besuchen möchten; aber ich fürchte daß dieses heftige Verlangen, wenn es gar zu schleunig befriediget würde, eine zu starke Bewegung verursachen könnte; er ist so schwach. . . . Ach! Madam, wenn Sie ihn lieben,

ben, wenn Sie noch einige Achtung für mich haben; so lassen Sie uns die Zeit wahrnehmen, wenn Sie sich am besten ihm zeigen können. Geben Sie sich anfänglich für eine Freundin seiner Mutter aus.

Frau von Belmon. Herzlich gerne, dies ist eine weise Vorsicht; ich bin zu sehr für sein Leben besorgt. . . . Oefnen Sie seine Vorhänge. (sie kommt näher.) Das arme Kind! er kann nicht mehr. . . .

Der kleine von Belmon, (aus dem Stegreif.) Ach! Madam, Sie kommen eben itzt an, Sie haben meinem Papa so viel erzählet; mich deucht, ich hörte auch daß Sie von meiner Mutter redeten. Kennen Sie sie Madam?

Frau von Belmon. Ja, mein lieber Freund, es ist meine beste Freundinn; sie ist sehr betrübt, daß Sie so krank sind.

Der kleine von Belmon. (aus dem Stegreif.) Warum ist sie denn nicht heute mit Ihnen gekommen? Ach; weil sie es sich nicht unterstanden hat. . . . Ich weis. . . . Ich weis. . . Aber mein lieber Papa hat schon befohlen, Sie zu hohlen. Ach! Madam, weil Sie ihre Freundin sind, so sagen Sie ihr doch, daß wenn ich ja sterben sollte ehe sie käme, daß ich vor Gram gestorben bin, weil ich Sie nicht so gleich gesehen und kennen gelernet habe, als ich es erfahren, daß sie lebte, und da ich Sie doch kennen lernen könnte.

Frau von Belmon. (weinend.) Mein liebes Kind, ich betheure in ihrem Namen, daß sie Sie von ganzen Herzen liebet, daß sie den Augenblick ankommen wird, Ihnen die zärtlichsten Zeichen ihrer Liebe zu geben. Stärken Sie Ihre Kräfte durch diese Hofnung, und glauben, daß sie noch eben so gesinnet ist, als wenn sie nicht einen Augenblick von Ihnen entfernet gewesen.

Der kleine von Belmon, (aus dem Stegreif.) Sie weinen, da Sie dieses sagen! da Sie nur die Freundin meiner Mutter sind, und schon so weinen, was wird denn geschehen, wenn sie mich selbst in diesem Zustande sehen wird? Soll sie denn nur kommen um mich sterben zu sehen? .... Wenn sie nun nicht zu Hause seyn sollte, ach Gott!

Frau von Belmon. (umarmet ihn mit thränenden Augen.) Ja, mein Kind, mein liebes Kind, man hat sie zu Hause gefunden, sie ist da, weil sie hier bey dir ist, mein lieber Sohn.

Der kleine von Belmon. (aus dem Stegreif) Was? ... Sie sind es, Madam, Sie sind meine Mutter? Mein lieber Papa, umarmen Sie mich alle beyde. Ach! ich fühle mich nicht für Freude. ... Ich bekomme alle meine Kräfte wieder, um das Vergnügen zu haben. ... Sie sind also meine Mutter? .... (Er faßt Sie an.) ich halte Sie. ... Ach! meine liebe Mama, ich werde noch das Vergnügen haben wieder aufzuleben,

zuleben um Sie zu lieben; ich habe also noch eine Mutter?

Frau von Belmon. Ja, mein Liebster, du hast eine Mutter, eine zärtliche Mutter, die dich liebte, ohne zu wissen, daß du für sie eine solche zärtliche Seele hattest. Denke nun, wie lieb du ihr seyn mußt, da sie in dir ein so empfindsames Herz siehet.

Der kleine von Belmon. Ach! meine liebe Mama, Sie geben mir das Leben wieder, aber verlassen Sie mich nicht mehr, verlassen Sie meinen Vater nicht mehr, wo Sie nicht wollen daß ich vor Gram sterben soll, ich fühle es; lassen sie nie wieder uns von einander trennen.

Herr von Belmon. Madam, dieses ist ein zu starker Bewegungsgrund uns wieder zu vereinigen, und mit einander in Eintracht zu leben, daß wir nicht alles das, was uns hat trennen können, vergessen sollten: die Wichtigkeit des Lebens meines Sohnes verpflichtet uns, alle die Augenblicke für verlohren zu halten, die wir nicht bey einander gelebet haben.

Frau von Belmon. Ach! mein Schatz, Ihr Anerbieten macht mir tausend Vergnügen. Ich habe Unrecht gethan, ich gestehe es, aber ich werde es niemals wieder thun. Die Natur hat meine Seele durch die besondern gefährlichen Umstände, worinn mein Sohn war, erleuchtet. Alle Vergnügungen der Welt sind nichts gegen eine zärt-

liche und aufrichtige Empfindung. (Sie umarmt ihren Sohn.) Ja, mein liebes Kind, ich will dir mein Glück schuldig seyn. Was für Vergnügen machst du mir nicht, da ich dir, indem ich dich zum erstenmal wieder sehe, zum zweytenmal das Leben gebe? Ich konnte mich nicht lange gegen dich verstellen, und du hast es bald empfunden, daß ich deine Mutter war. Wir haben beyde erfahren, daß die Natur sich nicht verläugnen läßt.

Ende des dreyzehenten Sprüchworts.

Die Comödie.

Vierzehntes Sprüchwort:

Neuer Stand, neue Sitten.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0189

Personen.

Herr Rose, ein Schauspieler, der die Rolle eines Königes und eines Bauren spielet.

Herr Dorval, ein Schauspieler, der die Rolle des Dieners spielet.

Der kleine Rose, Sohn,
Der kleine Dorval, Sohn,
} Kinder von sieben Jahren.

Die Scene ist in der Loge des Herrn Rose, im zweyten Stocke. Die Handlung gehet des Abends in der Zwischenzeit vor, da man ein Trauerspiel geendiget hat, und ein Lustspiel von einen Aufzuge, noch aufführen will.

Erster Auftritt.

Herr Rose. Herr Dorval,
in einem ordentlichen Kleide.

Herr Rose, (der sein Kleid eines Königes ablegt und die Kleidung eines Bauren anlegt, um in dem kleinen Stücke seine Rolle zu spielen,) Nun! mein lieber Dorval, da sind nun unsere beyden Aefchens aus ihrer Pension vom Lande zurück gekommen, sie sehen sehr einfältig, sehr bäurisch für Kinder von sieben Jahren aus.

Herr Dorval. Ja, sie sehen aber doch stark und gesund nach ihrem Alter aus, und das macht Menschen; dies wollten wir ja nur haben, da wir sie auf dem Dorfe erziehen liessen; folglich haben wir unsern Endzweck bis dahin erreicht.

Herr Rose Es mag so seyn, nun will ich meinen bey mir behalten, und ihn nach meinem Sinne erziehen; seine Erziehung wird mir Vergnügen machen.

Herr Dorval. Du wirst ihn in keine gute Schulen bringen, mein lieber Freund, wir wollen uns nicht schmeicheln, der Stand eines Schauspielers taugt nicht viel zur Erziehung, wenn man ein Kind zu etwas anders erziehen will.

Herr Rose. Warum denn? Ohne einen Schauspieler aus ihm zu machen, kann ich ihn gut lesen, und declamiren lehren, ein Talent, welches

ches zur Liebe der schönen Wissenschaften führet, und wenigstens den Geist entwickelt; Wenn er die Arbeit liebet, so suchet man ihm ein Amt, und er wird so wie andere Leute dazu tüchtig seyn.

Herr Dorval. Ja, aber dieses freye Leben, womit wir in unserer Jugend anfangen, wenn wir gegen die Gewalt des Beyspiels, nicht beständig auf unserer Hut sind; die Ausschweifungen des Geistes, welche das Theater einflößet und die einen Eckel für alle ernsthafte Arbeit beybringen; — fürchtest du dies nicht für deinen Sohn, wenn du ihn bey dir behälst? Ueberdem wird der Stand eines Schauspielers mit einem so ungünstigen Auge angesehen. . . .

Herr Rose. Ganz und gar nicht, du redest von der Lebensart und dem Stande der Comödianten, die in der Provinz, und zwar in vorigen Zeiten waren; jezt leben wir in den großen Städten artig genug: Unsere Sitten sind so verbessert, daß wir uns einen gewissen Grad der Hochachtung zugezogen haben, welche das Talent interessant macht; Wir heyrathen itzt zeitig, unsere Schauspielerinnen heyrathen um weiser zu werden, und wir, um uns weiser zu machen: Wir unterstützen unsere Eltern, unsere Verwandten, wenn sie unsers Beystandes bedürfen, mit einer hervorleuchtenden Menschenliebe und Zärtlichkeit; das bringet uns Achtung zuwege; und übrigens leben wir, wie alle ehrliche Leute.

Herr

Herr Dorval. Du magst sagen, was du willst, so giebt es doch ein gewisses Vorurtheil wider unsern Stand, das wir wohl einschläfern können, das aber bey der geringsten Demüthigung, die man uns will erfahren lassen, wieder erwacht, und alle seine Kräfte wieder bekommt; alles dieses taugt nicht, die Seele eines Kindes zu bilden; und wenn es sieht, daß sein Vater einen Stand bekleidet, der ihn nicht sehr schätzbar macht, so ist sehr zu befürchten, daß es diesen Stand nicht wählen wird; aus diesem Grunde soll mein Sohn nicht vier und zwanzig Stunden bey mir bleiben, ich werde Mittel ergreiffen, ihm meinen Stand zu verheelen, den ich, wenn es möglich ist, alsdann, wenn er in dem Alter seyn wird, daß er sich mit Ueberlegung zu demselben herablassen kann verlassen werde.

Herr Rose. Du fängst es recht an; war er nicht gestern in der Comödie? er hat dich spielen sehen, folglich wird er wohl wissen, daß du ein Schauspieler bist?

Herr Dorval. Ja, er weis nichts von unsern Gewohnheiten! ich habe ihm diesesmal noch alles, was ich gewollt habe, eingebildet: übrigens konnte ich es seiner Mutter nicht abschlagen; ich hoffe aber doch, daß er nichts davon wird verstanden haben! in seinem Alter sind die Einsichten der Kinder noch zu sehr eingeschränkt. . . .

Herr Rose. Du wirst dich hierinn irren, nimm dich in acht; Kinder sehen weiter als man denkt, sie haben ihre kleinen Ueberlegungen; sie ziehen aus allem, was sie thun, sehen und sagen hören, Folgen, die uns befremden würden, wenn wir nur alles was in ihnen vorgehet, sehen könnten: In diesem Stücke irren sich fast alle Eltern, wenn sie ihre Kinder in der großen Welt erziehen: Mein Sohn sahe mich die Rolle eines Königes spielen, ich bin neugierig zu wissen, was dies vor einen Eindruck auf ihn hat machen können.

Herr Dorval. O! der meinige hat nicht Ursache gehabt, durch die Rolle eines Dieners, die er mich gestern hat spielen sehen, stolz zu werden; er that mir auch hierüber allerhand lustige Fragen, aus welchen ich mich auf eine gute Art herauszog; er glaubte, daß ich nur zu meinem Vergnügen die Person angenommen, die ich gespielet hätte.

Herr Rose. O! ich fürchte sehr, daß ich meinen nicht werde überreden können, was ich sonst gerne möchte, da er mich einen König hat vorstellen sehen. Wo sind sie alle beyde?

Herr Dorval. (macht die Thüre auf.) Auf dem Corridor, ich glaube, daß sie mit einander spielen.

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Der kleine Dorval.

Herr Dorval. (zu seinem Sohne.) Ey! bist du da so ganz alleine, wo ist denn dein kleiner Kammerad?

Der kleine Dorval. (weinend.) Er ist da auf dem Corridor.

Herr Rose. (zu dem kleinen Dorval.) Was fehlt ihm denn? mir kommts vor als wenn er weint. . .

Der kleine Dorval. O! ihr Sohn hat mir so viele Grobheiten gesagt; er will nicht mehr mit mir spielen, er ist stolz, stößt mich, schlägt mich, und begegnet mir als einem Narren, als einem Gassenjungen.

Herr Rose. Ey! wie geht das zu? ihr waret ja in eurer Pension so gute Freunde, ja noch gestern als ihr ankamet, auch noch diesen Morgen.

Der kleine Dorval. O! wenn Sie wüßten Papa, was er von Ihnen saget, Sie würden recht böse werden, ich versichre Sie.

Herr Dorval. Was sagt er von mir?

Der kleine Dorval. Er sagt, Sie wären nur ein Lackay, daß er Sie gestern so vor allen Leuten gesehen hätte, und daß er heute gesehen, daß

sein Vater ein König, ein Herr von hoher Geburt wäre: Er will nicht mehr mit mir spielen, weil es sich für den Sohn eines Königes nicht schickt, mit dem Sohn eines Bedienten zu gehen, oder mit ihm zu spielen.

Herr Rose. O! das ist was schönes! und nur itzt hat er dir so übel begegnet?

Der kleine Dorval. Schon gestern, da er meinen Papa als einen Bedienten in dem großen Hause unten, wo so viele Leute waren, angekleidet sahe; aber itzt hat er es noch ärger gemacht, da wir zurück kamen und sahen, daß Sie König waren.

Herr Dorval. (zu dem Herrn Rose.) Das ist ungemein lustig, dein Sohn hat alles nach dem Buchstaben genommen, er glaubt, daß wir wirklich das sind, was wir vorstellen.

Herr Rose. Die närrischen Kinder!

Herr Dorval. (zu seinem Sohn.) Aber was antwortetest du denn auf das, was er dir sagte?

Der kleine Dorval. Ich antwortete, daß, wenn Sie itzt gleich ein Bedienter gewesen wären, so wäre dieses nur zum Scherz und zum Vergnügen geschehen, daß Sie dieses aber nicht beständig blieben.

Herr Rose. Und was sagte er denn hierauf?

Der kleine Dorval. Er sagte, daß man kein Lackay zum Lachen in Gegenwart so vieler Leute seyn würde; das müßte wahr seyn, so wie es auch wahr wäre, daß sein Vater König sey, und daß alle Leute so versammelt gewesen, als man thut, wenn man den König sehen will.

Herr Rose. (zu dem Herrn Dorval.) Da kommt er, laß mich nur machen, ich will ihn von seiner kleinen Eitelkeit heilen; sie gehet weit; er soll sie aber schon verlieren, und mein Bauren Kleid in welchem er mich wird spielen sehen, wird alle seine kleinen thörichten Einbildungen zerstreuen. . .

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Der kleine Rose.

Herr Rose. (zu seinem Sohn.) Was bedeutet das, Monsieur, ich höre schöne Sachen von dir; warum begegnest du deinem kleinen Freund Dorval so übel? he?

Der kleine Rose. Ich habe ihm nicht viel böses gethan . . . . Aber . . . . Wie sehen Sie aus, Papa, ich kenne Sie nicht mehr, was bedeutet das?

Herr Rose. Das bedeutet so viel, Monsieur, daß ich vor kurzer Zeit König war, und itzt nur ein geringer Bauer bin; siehst du, so verändert sich alles in der Welt.

Der kleine Rose. O, Papa, Sie wollen scherzen; ein König wird nicht so auf einmal ein Bauer?

Herr Rose. Und doch ist es wahr, ich bin nichts mehr als ein Bauer; du mußt also den Stolz, der dich überfallen, da du mich als einen König gesehen hast, gänzlich ablegen.

Der kleine Rose. (aus dem Stegreif.) Aber Sie lassen sich doch da unten nicht so sehen; warum wollen Sie nicht mehr König seyn? Das ist so schön! So viele große Soldaten in Ihrem Gefolge. . . . Ich war so vergnügt! . . . . Sie sahen so hübsch aus! . . . . Ey, Ey, Sie haben sich wohl so gekleidet um mich zu spotten, nicht wahr?

Herr Rose. (zu seinem Sohn.) Ich will es dir sagen, wenn wir wieder oben gehen werden; Es ist Zeit, komm mit mir, du wirst sehen, ob ich nicht im Ernst ein Bauer geworden bin, komm. (Er nimmt ihn bey der Hand.)

Der kleine Rose. Nein, Papa, gehen Sie nicht so herunter; es sind zu viel Leute da, man wird sich über Sie aufhalten.

Herr

Herr Rose. O! ich muß schlechterdings gehen; ich bin müde, länger König zu seyn, das ist ein saures Amt; du hast wohl gesehen, wie sehr ich mich habe ärgern müssen, wie ich auf meine Minister und meine Generals geschmähet: das Geschäfte eines Bauren ist weit ruhiger, und vergnügt mich mehr.

Der kleine Rose. (aus dem Stegreif.) Das ist garstig, Papa, bleiben Sie immer König; o! ich bitte Sie.

Herr Rose. Es ist dein Geschmack, aber nicht der meinige; laß uns geschwinde herunter gehen, und Sie, Dorval, plaudern Sie mit Ihrem Kleinen, ich komme gleich wieder, meine Bauerschaft wird nicht lange dauren.

Der kleine Rose. Ach! desto besser, und Sie werden wieder König werden, nicht wahr?

Herr Rose. Wir werden sehen, vielleicht wohl morgen. (Er gehet mit seinem Sohne ab.)

Vierter Auftritt.

Herr Dorval. Sein Sohn.

Herr Dorval. Nun! mein Freund, was sagest du dazu?

Der kleine Dorval. O! ich sage, Papa, daß ich nicht weis, was ich sagen soll; Werden Sie immer Bedienter bleiben? immer?

Herr Dorval. Ja, mein Freund; was willst du? das ist mein Stand; ob ich gleich ein Bedienter bin, so kann man doch in diesem Stande ein ehrlicher Mann seyn, und ein ehrlicher Mann ist in keinem Stande zu verachten; ferner bin ich nicht immer Bedienter, wie du siehest; ich gehe auch meistentheils wie ein Herr gekleidet.

Der kleine Dorval. Ja. . . . Aber. . . . Ich verstehe hievon nichts. Jezt sind Sie ein Herr, in Ihrem Hause, wo nicht viele Leute sind, und grade wo viele Leute beysammen sind, die Sie ansehen, da sind Sie ein Bedienter; das ärgert mich, das ist auch die Ursache, warum der kleine Rose sich über mich aufhält, und mir Grobheiten saget.

Herr Dorval. Sehr gut! wenn er wird heraus kommen, so kannst du ihm auch sagen, daß er nur der Sohn eines Bauren ist.

Der kleine Rose. Ja, aber sein Vater ist doch vorher und lange Zeit König gewesen; wenn er nur zum Scherz sich als ein Bauer verkleidet hat, und Morgen wieder König wird, wie er gesagt hat. . . . Und Sie recht im Ernst alle Tage Lackay sind, so würde ich müssen. . . . Sehen

Sie

Sie, Papa, es ist etwas darunter, das ich nicht verstehe.

Herr Dorval. Ich will es dir erklären: Wenn wir, Rose und ich, und viele andere die du gesehen hast, auf eine kurze Zeit die Kleider verwechseln, so stellen wir den Menschen alle Veränderungen des Glücks und der Stände vor, welche ihnen begegnen können; dieses bewegt sie, Betrachtungen über die Ungewisheit menschlicher Handlungen anzustellen, sie kommen häufig uns zu sehen, um sich die guten Lehren, die wir ihnen in diesen verschiedenen Ständen, die wir annehmen, geben, zu Nutze zu machen.

Der kleine Dorval. Ich fange an es zu begreiffen. . . . Sie sind also in Ernst weder Könige, noch Bediente, noch Bauren.

Herr Dorval. Nein; wir werden von dem Könige bezahlet, wie ich schon gesagt habe, unter verschiedenen Gestalten und in verschiedenen Kleidungen, alles Lächerliche, alle Laster und alle böse Handlungen vorzustellen, um die Menschen davon abzuhalten, und zu bewegen, gute Handlungen nachzuahmen.

Der kleine Dorval. O! das ist ein schönes und sehr angenehmes Amt; sagen Sie mir doch Papa, ist also der kleine Rose nicht mehr als ich,

obgleich sein Vater einen König vorstellet, und Sie nur einen Lackayen?

Herr Dorval. Nein, mein lieber Sohn, wenn ich mehr Fähigkeit hätte, einen Bedienten vorzustellen, als er hat, einen König vorzustellen: so würde ich mehr angesehen seyn, und größern Vortheil davon haben als er.

Der kleine Dorval. Ich verstehe es wohl. O! ich glaube, daß ich Geschicklichkeiten und Gaben habe, ein König zu seyn.

Herr Dorval. Wenn du mich recht verstehest, so mußt du nicht sagen, daß du Gaben hast ein König zu seyn, sondern daß du Talente hast, die Rolle eines Königs zu spielen.

Der kleine Dorval. Die Rolle eines Königs zu spielen. . . . Ja, ja, das wollte ich sagen. O! nun verstehe ich es recht, ich will nun über den Stolz des Rose lachen; sein Vater hat jezt die Rolle eines Bauren gespielt. Schön! Er darf sich für keinen größern Herrn halten als ich, nicht wahr?

Herr Dorval. Siehe da, Herr Rose hat seine Rolle geendiget, ich höre sie herauf kommen.

Der kleine Dorval. O! wenn mir itzt der kleine Rose, als dem Sohn eines Bedienten begegnet,

gegnet, so will ich ihm als dem Sohn eines Bauren begegnen.

Fünfter Auftritt.

Die vorigen. Herr Rose. Der kleine Rose.

Herr Rose. (welcher die letzten Worte des kleinen Dorvals gehöret hat.) Du hast Recht, mein kleiner Freund; hurtig, umarmet euch itzt; denn meine lieben Kinder, ihr seyd eben so wenig Kinder eines Königs, als eines Bauren und Lackayen.

Herr Dorval. (zu dem Herrn Rose.) Ich habe den meinigen schon zu rechte gewiesen, ohne ihm einen schlechten Begriff von meinem Stande zu machen.

Herr Rose. (zu dem Herrn Dorval.) Ich habe es mit dem meinigen auch so gemacht und sein Stolz ist gedemüthiget. (zu seinem Sohn.) Nun, Monsieur, begegnest du dem kleinen Dorval noch mit so vielem Stolze?

Der kleine Rose. (aus dem Stegreif.) Nein, Papa; ich sehe wohl, daß Sie nur die Sitten der Könige, der Bedienten und der Bauren nachmachen, um die Leute an sich zu ziehen, und sie, indem Sie sie belustigen, gute Sachen zu lehren,

daß aber alles dieses nicht wahr ist. Wohlan, Dorval, wir wollen immer gute Kammeraden seyn.

Herr Dorval. Sehr gut, mein Freund, du hast uns bewiesen, daß der Stolz sich allenthalben findet, daß er hurtig weiter gehet, wenn er nicht bey Zeiten unterdrücket wird, und daß bey allen Menschen, alten und jungen ein neuer Stand neue Sitten mit sich bringt.

Ende des vierzehnten Sprüchworts.

Die

Die Gespenster.

Funfzehntes Sprüchwort.

Niemand ist zu allen Zeiten klug genug.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0205

Personen.

Herr Delmas, Vater.

Der ältere Delmas, } Brüder acht oder neun Jahr alt, und nur zwey Jahr von einander unterschieden.

Der jüngere Delmas, }

Eine Hofmeisterin.

Die Scene ist in dem Gesellschafts-Saal, welcher an eine verschlossene Schlafkammer stößt. Die Handlung fällt um acht Uhr des Abends vor.

Erster Auftritt.

Die beyden Brüder Delmas. Die Hofmeisterin.

Der ältere Delmas. (hält einen Schlüssel in der Hand.) Mamsel, Papa hat mir den Schlüssel zu dem Schrank gegeben, welcher in dem Cabinet der Mama stehet, ich soll mein und meines Bruders Sommerkleid heraus hohlen. Da, Mamsel hohlen Sie sie doch alle beyde.

Die Hofmeisterin. Wie! Sie fürchten sich noch in das Zimmer der seeligen Mama zu gehen, weil sie da gestorben ist; es sind schon vierzehn Tage her, und Sie wissen, daß Ihr Papa will daß Sie selbst herein gehen; gehorchen Sie ihm also, hohlen Sie Ihr und Ihres Bruders Kleid selbst. Nun! werden Sie gehen?

Der ältere. O! Mamsel! ich kann nicht allein hingehen. (zu dem jüngern.) Mein Bruder, willst du mit mir kommen?

Der jüngere. Nein, mein Bruder, wo nicht Mamsel uns beyde begleitet.

Die Hofmeisterin. Messieurs, Sie müssen dreiste werden, Ihr Papa will es: fürchten Sie sich denn, daß Ihre liebe Mutter, welche Sie so sehr liebte, aus der andern Welt zurück kommen wird, Ihnen übels zu thun? Gehen Sie, wenn man tod ist, so ist man wohl tod.

Der ältere. Es ist wahr, Mamsel, ich glaube es wohl, aber ich unterstehe mich nicht. . . . Ich werde gewiß nicht allein hingehen, ich will lieber morgen mein Sommerkleid nicht anziehn.

Der jüngere. O! Ich, ich will mein Kleid haben, und weil du so kindisch bist, so fürchte ich mich nicht so sehr, wie du, ich will es hohlen: Gieb mir den Schlüssel.

Der ältere. Da ist er, Bruder, ich bitte dich, bringe auch meines zugleich mit.

Der jüngere. O! Das gewiß nicht; Papa will, daß du es selbst hohlest, du sollst also selbst hingehen, wenn du es haben willst! du wirst bald sehen, daß nichts zu befürchten ist; ich gehe ganz allein, also. . . . Es ist doch der Schrank am Ende des kleinen Cabinets, nicht wahr?

Die Hofmeisterin. Ja, der zur Rechten.

(Der Jüngere geht mit einem Lichte ins Zimmer.)

Zweyter Auftritt.

Die Hofmeisterin. Der kleine Delmas. Der ältere.

Die Hofmeisterin. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mich sehr schämen, daß mein jüngster Bruder mehr Herz haben sollte als ich.

Der ältere Delmas. Sehr gut, Mamsel, desto besser für ihn; aber das wäre sehr unartig

von

von ihm, wenn er mein Kleid nicht zugleich mitbrächte.

Die Hofmeisterin. Wenn er es auch mitbringet, so hilft dieses Ihnen doch nicht, denn ich lasse es ihn doch wieder wegtragen, damit Sie ihrem Papa gehorchen lernen, und es selbst hohlen.

Der ältere. Gut, Mamsel, so werde ich auch sagen, daß Sie so böse sind, wie mein Bruder.

Die Hofmeisterin. Und ich werde sagen, daß Sie ein Poltron und ein kleiner einfältiger Mensch sind, der sich vor Gespenster fürchtet; sehen Sie da, Ihr Bruder ist viel herzhafter als Sie.

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Der jüngere Delmas.

Die Hofmeisterin. Nun! haben Sie was gesehen, mein Freund?

Der jüngere. Nichts, Mamsel, und mein Bruder hat Unrecht, daß er sich fürchtet.

Der ältere. Hast du auch mein Kleid mitgebracht?

Der jüngere. Nein, ich hatte es dir ja gesagt; da ist der Schlüssel, hohle deinen Rock wenn du willst. (Er legt das Kleid auf die Stühle.)

Der ältere. O! gewiß nicht, ich will es lieber entbehren.

Vier-

Vierter Auftritt.

Die vorigen. Herr Delmas, der Vater.

Herr Delmas. Das ist gut. Das sind also die beyden Sommerkleider, die man aus dem so fürchterlichen Schranke gehohlet hat. Wer hat sie gehohlet? (Er besiehet das Kleid.) Aber das ist ja nur eines, warum das?

Der jüngere. Es ist das meinige, Papa, das ich allein gehohlet habe; mein Bruder unterstehet sich nicht in die Kammer der seeligen Mama zu treten, und allein bis an den Kleider-Schrank zu gehen.

Herr Delmas. (zu dem ältern.) Wofür fürchtest du dich denn in diesem Zimmer, wenn du siehest, daß dein Bruder ganz allein heraus kommt, ohne daß er was gesehen und gehöret hat.

Der ältere. O! lieber Papa, ich fürchte. . . . Johann, den Sie aus dem Dienst gelassen haben, weil er mir so viel Schrecken machte, hat mir so viele Historien von wieder aufgelebten Todten erzählet, daß ich mich nicht erwehren kann mich zu fürchten.

Herr Delmas. Ich muß dir doch diese Schwachheit benehmen, und ich will es so weit bringen, daß du dich schämen sollst. Setzet euch beyde nieder, und Sie, Mamsel verrichten Sie Ihre Geschäfte.

Die Hofmeisterin. Ich will gehen, Herr Delmas, aber ich glaube, daß alle die schönen

Gründe,

Gründe, die Sie anwenden, nicht so viel ausrichten werden, als eine gute Züchtigung.

Herr Delmas. Nein, Mamsel, diesmal erlauben Sie mir, daß ich nicht Ihrer Meynung bin.

Die Hofmeisterin. Sie sind Herr.

(Sie gehet ab.)

Fünfter Auftritt.

Herr Delmas, seine beyden Kinder, alle sitzend.

Herr Delmas. (zu dem älteren.) Wohlan, mein Sohn, höre mir recht zu.

Der ältere. Ja, Papa.

Herr Delmas. Du fürchtest dich in das Zimmer deiner Mutter zu gehen, weil sie kürzlich gestorben ist. Kömmt es dir vernünftig vor, daß die Todten wieder kommen die Lebendigen zu quälen? Wenn das wäre, so würden wir in dieser Welt weder Tag noch Nacht ruhig leben können; denn, wenn einer die Macht hätte wieder zu kommen, so würden alle sie haben. Es sind so viele Leute, seitdem die Welt stehet, gestorben, daß wir nicht wissen würden, wo wir hin sollten wenn die Todten wiederkämen. Verstehest du dies wohl?

Der ältere. Ja, Papa.

Der jüngere. Das sagte ich ihm auch, aber er wollte mir nicht glauben.

Der ältere. Ich verstehe alles dies recht gut, aber es sind doch so viele Geschichten, welche vernünftige Leute von Todten, die wieder gekommen sind, erzählen, ... welche des Nachts ganz weiß erschienen sind, ... welche den Leuten mit denen sie zu thun haben wollen, die Vorhänge weggezogen, und hernach verschwunden sind; o! es muß doch etwas wahres bey allen diesem seyn.

Herr Delmas. Ich will dir sagen, was bey allen den Geschichten, die man von Gespenstern erzählen kann, wahr ist. Bey einer jeden Geschichte lieget eine natürliche Begebenheit zum Grunde, die nichts wunderbares an sich hat, wenn man nur die Ursache davon ergründen will, die uns aber eine Empfindung der Furcht hinterläßt, wenn man diese Begebenheit einer Ursache beymißt, die nicht wahr ist, und die man für wunderbar hält, wenn man dafür eingenommen ist, und nichts untersuchen will. Ich war ohngefähr in deinem Alter, da ich den Tag nach meines Großvaters Tode, in der Nacht, da ich allein in einem großen Bette schlief, hörte, daß meine Vorhänge mit Gewalt oft aufgezogen, und hernach eben so wieder zugemacht wurden. . . .

Der ältere. Ach; mein Gott! Papa, Sie sehen also wohl; Sie fürchteten sich doch gewiß wohl recht sehr?

Herr

Herr Delmas. Ja, ohne Zweifel: Ich rief, ich schrie; mein Vater kam mit dem Lichte, und er sahe selbst, daß die Vorhänge auf und zu giengen.

Der ältere. Ey nun?

Herr Delmas. Mein Vater, der kein Kind war, und der meinen Verstand über die ungegründete Furcht aufklären wollte, so wie ich es itzt bey dir mache, ließ eine Leiter hohlen, um die Ursache dieser Begebenheit, welche ausserordentlich zu seyn schien, zu untersuchen; er stieg selbst auf die Leiter, und fand oben auf der Krone des Bettes eine große Ratze, die ihren Fuß in einen Ring der Gardine verwickelt hatte, und hin und her zog, um sich los zu machen, auf diese Art spielte sie mit der Gardine, indem sie dieselbe sehr stark auf und zu machte.

Der ältere. Gut! eine große Ratze!

Herr Delmas. Ja, eine große Ratze, die er fieng und mir zeigte; denn ob er es mir zwar sagte, so wollte ich es doch nicht glauben. Wenn man nun die Ursache dieser Begebenheit nicht entdecket und gezeiget hätte, so würde ich gewiß geglaubet haben, daß mein Großvater wieder käme, um mich, wie man sagt, beten zu lassen.

Der ältere. Gewiß.

Herr Delmas. O! nun siehst du wohl, daß ich Unrecht hatte, da ich mich fürchtete. Diese Entdeckung hat mich seit der Zeit dergestalt von meinem Irrthum zurück gebracht, daß ich nicht

an Gespestner glaube; Sey versichert, daß es mit allen Erzählungen von der Art, wie mit dieser ist.

Der jüngere. Nun! lieber Papa, erzählen Sie ihm auch die Geschichte von dem Papier des jungen Schreibers des Procurators, welches sich die ganze Nacht durch in dem Zimmer herumtummelte, und eins auf dem andern tanzte; O! das ist eine lustige Geschichte; Sie haben sie mir ganz allein erzählet; und sie hat mir alle Furcht benommen.

Herr Delmas. Ja, ebenfalls. Wohlan, erzähle du sie ihm, weil du sie weißt.

Der jüngere. Wer, ich? ich weis nicht, lieber Papa, ob ich sie werde gut erzählen können.

Herr Delmas. Wohlan, erzähle, so gut du kannst.

Der jüngere. Höre, mein Bruder, du wirst sehen, ob man sich so gleich vor Dingen fürchten müsse, die uns erschrecken. Es war einmal ein junger Schreiber eines Procurators. . . .

Herr Delmas. Es war einmal. . . Weiter, du fängst deine Erzählung an, wie eine alte Frau. Fange auf die Art an: ein junger Schreiber eines Procurators, und sey verständlich bey deiner Erzählung, übereile dich nicht.

Der jüngere. Nein, Papa. Ein junger Schreiber eines Procurators arbeitete in seiner Kammer bey müßigen Stunden an Processen, um sich einen kleinen Gewinst zu verschaffen,

und

und etwas zu verdienen, um sich an den Sonn- und Fest-Tagen vergnügen zu können.

Herr Delmas. Da kommt sehr oft vor um . . . . um . . . . Man muß alles das vermeiden, wenn man erzählet.

Der jüngere. Ja, Papa. Einer von seinen Kammeraden, der seine Stube mit der seinigen vertauschen wollte, weil seine nicht so hübsch war, besann sich auf einen listigen Streich, um zu seinem Zweck zu gelangen.

Herr Delmas. Sehr gut. Erzähle nun hurtig die Sache, stelle sie auf der Seite vor, wo sie uns in Verwunderung setzen kann; alsdann entwickele davon die natürlichen Ursachen: Auf die Art wird deine kleine Geschichte interessiren und Vergnügen machen.

Der jüngere. Ja, lieber Papa. Der Vater dieses jungen Schreibers, der da in der Stube arbeitete, war vor einigen Tagen gestorben. Dieser junge Mensch, der noch den Kopf von dem Tode seines Vaters voll hatte, und der allezeit Gespenster fürchtete, bildete sich leicht ein, daß sein Vater ihm erschiene, da er zwey Nächte nach einander alle Papiere sich bewegen, eines über das andere herstürzen und in der Kammer spatzieren sah: Er mochte es des Tages immer in Ordnung bringen, des Nachts fieng ein solcher Lerm immer wieder von neuen an.

Der ältere. O! wie würde ich mich gefürchtet haben! Hat er es auch entdecket, woher es gekommen?

Der jüngere. Höre doch. Da er eben im Begriff war, seine Kammer mit seines Kameradens seiner zu vertauschen, welcher ihm, um ihn noch besser zu hintergehen, versprochen hatte, daß er, wenn sie würden getauscht haben, er seine wieder haben sollte, wenn ihm dergleichen in seiner begegnen sollte. . . .

Herr Delmas. Die seine, die seine. Das macht eine Zweydeutigkeit; man muß ein anderes unterscheidendes Wort, als die erste, oder auch die Kammer, die er erst hatte, hinzusetzen.

Der jüngere. Ja, ich verstehe. Er würde die erste immer wieder nehmen können. Der junge Schreiber, dessen Vater gestorben war, wollte eines Morgens entdecken, ob nicht eine natürliche Ursache von der Umkehrung der Papiere seyn sollte, welche sein Kammerad mochte erdacht haben, um die Kammer zu bekommen. Nachdem er es genau untersuchet hatte, ward er einige Fäden gewahr, welche an gewissen Papieren fest gemacht waren, und die unter andern Papieren lagen, deren Ende durch kleine Löcher der Scheidewand, die seine Kammer von der Kammer seines Kameraden trennete, giengen. Dieser Kamerad, der alles dieses so gemacht hatte, indem er

durch

durch ein Bret gieng, das er aus der Scheidewand heraus nahm. . . .

Herr Delmas. Indem er durch ein Bret gieng! man geht nicht durch ein Bret, sondern durch das Loch das er gemacht hatte, indem er das Bret weggenommen. . . .

Der jüngere. Ja, Papa. Dieser Kammerad zog diese Fäden zu gewissen Stunden an, und machte dem andern also dadurch ein Schrecken.

Der ältere. Man sehe doch die Bosheit, dies würde ich niemalen errathen haben. Hernach fürchtete er sich wohl nicht mehr.

Der jüngere. Nein gewiß nicht, er jagte hernach diesem boshaften Kammeraden wieder einen Schrecken ein: denn in einer Nacht, da dieser letzte in seiner Kammer die Fäden anzog, um die Papiere marschiren zu lassen, so zog der andere sie auch an sich, und so stark, daß er sie muste fahren lassen. Da derjenige, welcher den andern betrügen wollte, glaubte, daß jener fest schlief, so fürchtete er sich sehr, daß das der Geist des verstorbenen Vaters wäre, der die Fäden anzöge; er ließ sie los, und unterstand sich keine mehr anzuziehen. Am folgenden Tage erklärten sie sich unter einander; der Streich wurde entdeckt, und sie wollten nicht mehr ihre Kammern vertauschen. Du siehest wohl, Bruder, daß man nicht Gespenster glauben müsse, und daß es blosse Erzählungen sind, die uns keine Furcht machen dürfen.

Herr Delmas. Du hast deine Geschichte gut genug erzählet.

Der ältere. (aus dem Stegreif.) Nun, Papa, das ist vorbey; diese Geschichte giebt mir Muth; ich fürchte mich auch nicht mehr, ganz und gar nicht mehr; geben Sie mir den Schlüssel zum Schrank, ich will mir mein Kleid ganz allein holen.

Herr Delmas. Es sey! Versprichst du mir aber nicht mehr, als du halten kannst?

Der ältere. Nein, Sie werden sehen, es wird mir eben so wenig als meinem Bruder begegnen, ich werde mich nicht fürchten, Sie werden sehen.

Herr Delmas. Geschwinde, nimm das Licht, und gehe dreiste hin, du wirst sehen, daß dir nichts begegnen wird; ich bin dir gut dafür.

(Der ältere nimmt ein Licht, und gehet in die nächste Kammer.)

Sechster Auftritt.

Herr Delmas, der jüngere Sohn.

Herr Delmas. Deine Geschichte hat ihm Muth gemacht, das ist mir lieb, es ist immer eine Schande für einen jungen Menschen von seinem Alter, wenn er sich vor Gespenstern fürchtet.

Der jüngere. O! ich will gewiß in meinem Leben mich nicht mehr davor fürchten; ich glaube aber, daß meinem Bruder itzt das Herz sehr klopft.

(Man höret in der nahen Kammer den ältern rufen und schreien.)

Der

Der ältere. Ach! mein Gott, Papa, Bruder, lieber Papa!

Siebenter Auftritt.

Herr Delmas. Seine beyden Söhne.

(Der ältere kommt ganz erschrocken, mit ausgelöschtem Lichte in den Saal zurück, und wischet sich das Gesicht ab.

Herr Delmas. Ey! was ist es denn? was ist dir wiederfahren?

Der ältere. Ach! Papa, Sie mögen es glauben oder nicht, es ist aber doch wahr, ich habe es gefühlet.

Herr Delmas. Nun, was hast du denn gefühlet?

Der ältere. Ich habe gefühlet, da ich die Thüre des Cabinets, wo der Schrank darinnen ist, aufmachte, daß man mir einen derben Schlag ins Gesicht gab, und das Licht auslöschte.

Herr Delmas. Was für einen Schlag kann man dir gegeben haben? das ist nicht glaublich.

Der ältere. Ich weis nicht, ob es glaublich ist, es ist aber doch immer wahr. Ach! mein Gott, ich zittere noch; sehen Sie, mein Licht ist ausgelöscht und ganz zerschmettert, Sie sehen wohl, daß ich nicht lüge.

Herr Delmas. Hierunter steckt etwas; gut, ich will sehen, wo das herkommt, gewiß ich werde die natürliche Ursache hiervon entdecken. Ste-

cket das Licht wieder an. . . . Bleibet beyde hier, ich will selbst sehen, wie es sich verhält.

(Er gehet in die Kammer.)

Achter Auftritt.

Die beyden kleinen Delmas.

Der jüngere. Man hat dir einen Schlag ins Gesicht gegeben, man hat dein Licht ausgelöscht, das ist besonders. Sollte der Geist unserer Mama sich an dich haben machen wollen? hast du etwas begangen?

Der ältere. Ja, Bruder, ich erinnere mich; sie wollte einmal daß ich des Morgens mein Evangelium lernen sollte, und ich wollte nicht; ich machte sie sehr böse, und das hat vielleicht ihren Geist wider mich aufgebracht.

Der jüngere. O! der Henker, Bruder, das könnte wohl seyn; warum hast du das nicht gesagt? Ich habe sie ganz und gar nicht geärgert, darum hat mir auch ihr Geist nichts gethan.

Der ältere. Du siehest wohl, daß ich Recht hatte, da ich nicht allein in dieses Cabinet gehen wollte; o! wenn ich ja wieder hinein gehe. . . .

Neun-

Neunter Auftritt.

Herr Delmas, seine beyden Söhne.

Der jüngere. Nun wissen wir, Papa, woher das kommt, beunruhigen Sie sich nicht mehr.

Herr Delmas. Ich habe es auch entdeckt; nun! was wisset ihr denn?

Der jüngere. Mein Bruder hat mir gestanden, daß er Mama sehr erzürnet hat, vermuthlich um ihn dafür zu strafen. . . .

Herr Delmas. Ey, was? du verfällst auch wieder in die Thorheiten! du? ich hielte dich doch viel vernünftiger, als deinen Bruder. Höre! (zu dem ältern.) Ich habe die natürliche Ursache von dem, was dir die Furcht eingejaget hat, entdeckt. Es ist nahe an der Thüre des Cabinets eine Fenster Gardine, die in einer gewissen Höhe aufgebunden ist; wenn die Thüre aufgehet, so fasset sie von oben die Gardine, und wenn man sie stößt, um sie ganz zu öfnen, so gehet der Knoten der Gardine über die Thüre, (zu dem jüngern.) mithin ist sie gerade auf das Gesicht deines Bruders gefallen. (zu dem ältern.) Auf diese Art hat sie dein Licht ausgelöscht, und dir einen Schlag ins Gesicht gegeben. (zu dem jüngern.) Dir ist das nicht wiederfahren, weil du die Thüre nicht so weit aufgemacht hast als dein Bruder, und die Gardine auf der Thüre hangen geblieben ist. Allein es ist nicht genug, daß ich euch das sage, ich will es euch beweisen

weisen daß ihr nicht mehr daran zweifeln könnet: Kommet alle beyde mit mir.

Der ältere. Die verdammte Gardine! Das hätte ich nie geglaubt. Lassen Sie uns sehen . . . Dieser Vorfall wird mich auf immer bessern. Sie werden aber auch gestehen, Papa, daß Sie sich dieses niemals würden vorgestellet haben, und daß niemand zu allen Zeiten klug genug ist.

Ende des funfzehnten Sprüchworts.

Die Pocken.

Sechszehntes Sprüchwort.

Kein Unglück ist so groß, daß es nicht zu et-
was gut seyn sollte.

Personen.

Madam Laris.

Mamsel Laris, ihre Tochter, sechzehn Jahr alt.

Madam Dürge.

Monsieur Dürge, ihr Sohn, zwanzig Jahr alt.

Die Scene ist in dem Schlafzimmer der Madam Laris, worinn ein Schirm und eine gläserne Thüre, welche nach dem Zimmer der Mamsel Laris gehet. Die Handlung fängt um eilf Uhr des Morgens an.

Erster Auftritt.

Madam Laris. Madam Dürge.

Madam Laris. (Gehet der Madam Dürge mit einem traurigen Gesichte entgegen.) Madam, ich bin erfreut Sie wieder zu sehen; sind Sie endlich von Ihrem Landgute angekommen?

Madam Dürge. Ja, Madam, seit gestern nur, und meine Freundschaft bringet mich so früh hieher mich selbst nach Ihrer Gesundheit zu erkundigen.

Madam Laris. (mit Thränen in den Augen.) Ach! Madam, meine Gesundheit so schlecht sie auch ist, ist doch besser, als sie nach dem Unglück das mir wiederfahren ist, seyn sollte. (Sie weint.) (Sie setzen sich alle beyde nieder.)

Madam Dürge. Was für ein Unglück Madam? Ich habe nichts gehöret. . . . Ich bitte um Vergebung. . . . Ich bin gewiß Ihre Freundin. . . . Haben Sie die Güte. . . .

Madam Laris. Ach! Madam, meine arme älteste Tochter, auf die ich, wie Sie wissen, alle meine Hofnung setzte, das schönste, liebenswürdigste Kind. . . .

Madam Dürge. Ey! Madam, ich unterstehe mich nicht. . . .. Ihre älteste Tochter. . . .

Soll

Sollten Sie wohl das Unglück gehabt haben, sie zu verliehren?

Madam Laris. Ach! Madam, es ist eben so schlimm als ob sie gar nicht mehr wäre. Vielleicht würde ich alsdann nicht einmal einen so nagenden Schmerz empfinden, oder würde denselben doch eher vergessen können.

Madam Dürge. Ach! Gott! . . . . Ich errathe nicht. . . . Was ist ihr wiederfahren?

Madam Laris. Bedenken Sie, Madam, sie hat die Pocken gehabt und ist entsetzlich häßlich geworden.

Madam Dürge. Ist sie noch in Gefahr? oder hat diese grausame Krankheit einige vorzügliche Theile des Gesichts, als die Augen und die Nase, angegriffen?

Madam Laris. Nein, Madam, ihre Gesundheit hat gar nicht gelitten, sie befindet sich fürtreflich; aber Sie wissen wie schön sie war, und wie ich mir auf ihre Schönheit etwas zu gute that.

Madam Dürge. Sie hatten Recht; ich beneidete würklich Ihr Glück, denn die Schönheit ist bey einem Frauenzimmer ein so köstlicher Schatz, daß nichts darüber geht.

Madam Laris. Nun, Madam, diese Lilien- und Rosen-Farbe, diese Züge, welche die Liebe selbst gebildet hatte, und deren bezaubernde Harmonie und Zartheit sie so reizend als schön machte, alles

dieses

dieses ist verschwunden. Madam; sie ist itzt häßlich. . . . so häßlich. . . . Ach! Madam, was für ein Unglück für eine Mutter! . . .

Madam Dürge. Ich fühle es so wie Sie, Madam, denn wie achtet man itzt eine Frau, die nicht schön ist? Wie wenig kommt sie in Betrachtung, und wie wird sie angesehen? Was hat sie für Zuflucht? Sie haben diesen Verdruß nicht erfahren, Dank sey es der Natur, die sie so begünstiget hat.

Madam Laris. Madam, ich glaube, daß Sie es noch weniger wissen als ich: Und würklich hat eine junge häßliche Person nach meiner Meynung keine andere Partie zu ergreifen, als daß sie sich in ein Kloster verbirgt, und daselbst ihr ganzes Leben hindurch den Verlust, den sie erlitten hat, beseufzet, denn es ist doch kein ander Mittel übrig.

Madam Dürge. Das ist erschrecklich, das ist grausam, ich bin aber doch Ihrer Meynung. Wie erträgt denn Ihre Mamsel Tochter dieses Unglück?

Madam Laris. Ach! Madam, sie hat nur zu viel Muth, ihre Beruhigung über den Verlust ihrer Schönheit, beschämt mich, und macht mich zu gewissen Zeiten ganz ungeduldig. Sollten Sie wohl glauben, daß sie die Standhaftigkeit bis zum Eigensinn treibet? Alle ihre Reden gehen dahin, daß sie mich überreden will, diese abscheuliche Verwüstung ihrer Reize, sey ein Glück für sie,

und nur ich empfinde die Betrübniß, die sie darüber haben sollte.

Madam Dürge. Das ist viel Philosophie für ihr Alter, wenn sie aber etwas älter seyn wird, und in der Welt erscheinen soll, alsdann wird sie wohl ihren Verlust erkennen; Frauenzimmer werden ihr verzeihen, die Mannspersonen aber werden sie durch ihre Gleichgültigkeit, ihre kalte Höflichkeit und ihr grobes Betragen empfinden lassen, daß ein häßliches Frauenzimmer ein Geschöpf sey, das keinen Rang weiter in der Natur, noch in der Welt habe.

Madam Laris. Das ist es eben, das aber meiner Tochter nicht in den Kopf will; und da sie nicht mehr an die Welt denken darf, so möchte ich sie gerne in der Stille bewegen ins Kloster zu gehen, denn ich liebe sie so sehr, daß ich nicht gerne wollte daß die Welt sie unglücklich machte. Ich will sie kommen lassen, Madam, geben Sie sich Mühe, und helfen mir sie zu dieser vernünftigen Einsamkeit zu überreden, als welches die einzige Partie ist, die sie nehmen kann.

Madam Dürge. Herzlich gerne, Sie wissen aber, daß wir den Plan hatten, sie mit meinem Sohne zu verheirathen; Sie denken wohl nicht mehr daran?

Madam Laris. Wie sollte ich noch, nach dem Unglücke meiner Tochter daran denken! Ihr Sohn, ich weis es, schien für sie Neigung zu haben,

welche

welche aber bald vergehen wird, wenn er sie jezt sieht, also . . . .

Madam Dürge. Ich glaube es fast selbst, und wir thun vernünftig, wenn wir unsere Kinder nicht in die Gefahr setzen, sich, wenn sie sich heirathen sollten, gleich von dem ersten Tage an, zu verabscheuen; die Ehe bringet leider zeitig genug diese traurige Wirkung hervor.

Madam Laris. Damit ich eine Verbindung die mir Ehre macht, nicht ganz fahren lasse, so muß ich Ihnen sagen, Madam, daß meine jüngste Tochter nur ein Jahr jünger ist als die älteste, und wenn Sie glauben, daß Ihr Herr Sohn. . . Sie ist nicht häßlich, wenn sie gleich nicht vollkommen so schön ist wie ihre Schwester war, also . . . . Morgen lasse ich sie aus dem Kloster kommen, daß sie bey mir die Stelle ihrer Schwester wieder einnehme, welche, wie ich hoffe, ihre Stelle im Kloster einnehmen wird.

Madam Dürge. Das ist sehr gut gedacht. Unter uns gesagt, so schien mein Sohn sehr unentschlossen. Das Unglück der ältesten wird ihn leicht bewegen, daß er sich für die jüngste erkläret; da Sie überdem wollen, daß die älteste ins Kloster gehe. . . .

Madam Laris. Ach! ich bitte Sie darum, Madam, ich will sie kommen lassen, geben Sie sich Mühe, sie dahin zu bringen daß sie diese Partie ergreifse, ich werde Ihnen sehr verpflichtet seyn. (sie ruft:) Lottchen!

Zweyter Auftritt.

Madam Laris. Madam Dürge. Mamsel Laris.

Mamsel Laris. (sehr lustig und hüpfend.) Hier bin ich, Mama. . . . (zu Madam Dürge.) Ach! Madam, ich wußte nicht daß Sie hier waren; Sie scheinen recht gesund zu seyn.

Madam Dürge. Recht gesund, Mamsel, ich komme von meinem Guthe, und erfahre diesen Augenblick das verdrießliche, grausame, abscheuliche Unglück das Ihnen begegnet ist.

Mamsel Laris. (setzt sich.) Ach! Madam, das hat nichts zu sagen, ich bin schon ganz getröstet, und wenn mich meine Mama, meine Verwandten und alle unsere Freunde nur noch eben so lieben, wie sonst, so versichere ich Sie, daß ich in einigen Tagen gar nicht mehr daran denken werde.

Madam Dürge. Sie haben Muth, meine liebe Freundin, und das ist sehr schön. Es werden gewiß alle die Personen die Sie da nennen, nichts von ihrer Zuneigung zu Ihnen verliehren; halten Sie sich aber bereit eine Welt zu finden, die nicht so zärtlich ist, die Sie allerley unangenehme Dinge wird erfahren lassen, und die Sie alle Augenblick an den Verlust, den Sie erlitten haben, erinnern wird. Sie will, daß man schön oder wenigstens hübsch sey; Sie hatten diese beyden Vortheile; die Welt wußte es schon, daß Sie durch dieses angenehme

genehme Band der Natur mit ihr verbunden waren: durch Ihr jetziges Unglück, halten Sie ihr nicht Wort; es ist nicht Ihre Schuld. . . . Ich gebe es zu. . . . Aber es ist. . . .

Mamsel Laris. Madam, wenn diese Welt mich nicht nach ihrem Geschmack findet, so kann ich ihrer entbehren. Ich werde mich in einen kleinen Circkel redlicher Leute, die das Herz und den Verstand doch etwas schätzen, und die die Reitze als ein flüchtiges Verdienst das nicht von uns abhänget, ansehen, einschliessen. (Sie stehet auf, und suchet ihre Arbeit.)

Madam Laris. (sachte zur Madam Dürge.) Wie finden Sie sie?

Madam Dürge. Eben so wie Sie, gut zu einer Nonne. . . . (zu der Mamsel Laris, welche sitzet.) Mein liebes Kind, ich habe auch in eben Ihrem Alter die Pocken gehabt, und ich wußte schon damals ein wenig wie die Welt denkt; ich bekam so wenig Narben, daß man nach drey Monaten zweifelte, ob ich diese Krankheit gthabt hätte, und alle Leute mich darnach frugen.

Mamsel Laris. Das war sehr glücklich, Madam, ich werde die Leute nicht in dieser Ungewißheit lassen, und dadurch einer solchen Frage überhoben seyn.

Madam Dürge. Gewiß. Aber ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich, ehe ich noch wußte,

wie diese Krankheit ausschlagen würde, ich mir vorgenommen hatte, daß wenn sie eine gewisse Verwüstung anrichten sollte, ich mich lieber ins Kloster begeben wollte, als mich den beständigen Unannehmlichkeiten, die man bey einem gewissen Grade von Häßlichkeit ausstehen muß, auszusetzen.

Dritter Auftritt.

Madam Laris. Madam Dürge. Mamsel Laris. Herr Dürge, (welcher herein kommt ohne daß man ihn siehet, und sich hinter den Schirm verbirgt, um zu horchen.)

Mamsel Laris. (zu Madam Dürge.) Ich verstehe wohl, Madam; das was Sie würden gethan haben, ist ein Rath den Sie mir geben, daß ich es thun soll. Sie finden mich also sehr häßlich, sehr abscheulich? . . . .

Madam Dürge. Ach, nein. . . Ich sage das nicht. . . .

Madam Laris. Ach! Madam, Sie sind zu höflich, daß Sie dieses sagen sollten, meine Tochter wird sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie weis wohl wie sie ist.

Mamsel Laris. Ja, Mama, ich weis es; ich weis, daß ich, ehe ich die Pocken hatte, hübsch war, sehr hübsch, wohl gar schön, itzt bin ich es nicht mehr, es ist mir erlaubt zu sagen, daß ich es war, das ist schon ein kleiner Vortheil, den ich

nicht

nicht ohne meine Krankheit haben würde; es giebt aber noch weit mehrere, die aus dem Verlust meiner Schönheit entstehen müssen.

Madam Laris. Und was sind das für welche? ich kann mir sie nicht vorstellen.

Mamsel Laris, (aus dem Stegreif.) Erstlich könnte ich vielleicht eitel, stolz, buhlerisch geworden seyn. . . . Wer weis? . . . . Und dann, ist die Schönheit, wovon man so viel Wesens in der Welt macht, ist sie allezeit ein Mittel sein Glück zu machen?

Madam Laris. Man kann mit diesem Verdienste alles hoffen, alles unternehmen, alles wollen; und dann, das Vergnügen sich bey jedem Schritte angebetet zu sehen, alle Minuten von allen Augen betrachtet zu werden, sehen, daß alle Herzen zu uns fliegen, daß sie sich bemühen uns aufrichtig zu verehren. . . . Ach! meine Tochter. . . .

Mamsel Laris, (aus dem Stegreif.) Gut, liebste Mama, das ist die glänzende Seite die Sie uns zeigen, von dem was einer schönen Person wiederfahren kann; aber wie viele giebt es vielleicht unter tausenden, welche die Schönheit unglücklich macht, gemacht hat, und noch machen wird? Der Neid, den sie erregt, die Eifersucht, die sie einflößt, die Trunkenheit die sie hervor bringet, die Thorheiten die sie zu begehen Gelegenheit giebet,

durch die beständigen und gefährlichen Verführungen denen sie uns aussetzet; ach! Mama, Sie wissen es besser als ich, wie viele Frauenspersonen die ihre Ehre verscherzet, oder Sclavinnen sind, ihr Unglück ihrer Schönheit zu verdanken haben! Ich, ich werde alles dieses nicht zu befürchten haben.

Madam Laris. Sie hören Madam, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt habe; wie sie sich tröstet, ist das nicht zum ärgern? (zu ihrer Tochter.) und du glaubest dennoch mit diesen schönen Grundsätzen in der Welt zu bleiben, und den Verdrus zu ertragen der dich erwartet?

Mamsel Laris, (aus dem Stegreif) Gewiß, liebe Mama, wenn Sie durch Ihre Zärtlichkeit mir die Mittel erhalten wollen darinnen zu bleiben, so glauben Sie gewiß, daß auf die Art und Weise wie ich leben werde, in derselben nicht viel Verdrus haben werde; ich werde in dieser Welt bleiben, ohne ein Verlangen zu tragen den Assembleen, Schauspielen, Promenaden und schönen Gesellschaften beyzuwohnen, und das wird noch ein Vortheil mehr seyn, denn ich aus meinem vermeynten Unglück haben werde.

Madam Laris. Aus dem was sie in Verzweiflung setzen sollte, erdenket sie sich Vortheile! welcher Eigensinn!

Mamsel Laris, (aus dem Stegreif.) Aber, meine liebe Mama, warum nennen Sie das Eigensinn? anstatt dadurch meine Zeit zu verderben

daß

daß ich meine Person an allen Orten zeige, wovon schon genug bey dem Nachtisch verschwendet ist, so werde ich mein Herz und meinen Verstand durch das Lesen guter Bücher bilden, ich werde lernen, was ich niemals gewußt habe; denn eine schöne Frauensperson weis nichts, als daß sie schön ist, das ist ihre ganze Beschäftigung, das macht auch öfters, daß sie nur weis eine Närrin zu seyn; Sehen Sie ob ich itzt nicht Ursache habe, mit der Vorsehung zufrieden zu seyn, welche mir alles hat nehmen wollen, was mich thörigt oder unglücklich hätte machen können, und vielleicht wohl alles beydes auf einmal.

Madam Laris. Aber ein Mann, Mamsel, denn in dieser Welt muß man doch heirathen.

Mamsel Laris. (aus dem Stegreif.) Ein Mann! O! alle Männer, die sich präsentiren werden, werden für meine Schwester seyn, die Sie aus dem Kloster müssen kommen lassen; ich werde nicht heirathen.

Vierter Auftritt.

Madam Dürge. Madam Laris. Mamsel Laris. Herr Dürge, der hinter dem Schirm hervor kommt.

Herr Dürge. (mit einer zärtlichen Lebhaftigkeit.) Sie werden also nicht heirathen, Mamsel, und wo bleiben denn die Projecte, welche meine Mut-

ter und die Madam gemacht haben, uns mit einander zu verbinden? . . . .

Madam Laris. Ach! mein Herr, wo waren Sie denn?

Herr Dürge. Hinter diesen Schirm, Madam, wo ich mit dem größten Vergnügen alles gehöret habe, was die Mamsel gesaget hat; ich bin sehr erfreuet; ja, ihre Seele stimmet mit der meinigen überein; es fehlt soviel daß die Pocken sie in meinen Augen häßlicher gemacht haben sollten, daß ich sie vielmehr schöner als vorher finde; ich finde eine Schönheit, die sich zwar verändert, aber eben durch diese Veränderung vermehrt hat, Ach! Mama, ach! Madam, sagen Sie, denken Sie was Sie wollen, Sie haben einmal eingewilliget, und ich will, wenn Mamsel meine Hand annehmen will, keine andere Frau, denn ich weis es am besten, wie wenig ich die äusserliche Gestalt schätze, und wie unschätzbar hingegen mir die Eigenschaften des Geistes und des Herzens sind.

Mamsel Laris. Aber, mein Herr, sehen Sie mich recht an. . . . Ich bin so häßlich daß ich in der That nicht glauben kann. . . . Ich liebe Sie zu sehr als daß ich zu geben sollte, daß Sie eine so häßliche Frau nehmen. . . .

Herr

Herr Dürge. Und ich liebe Sie zu sehr als daß ich eine andere nehmen sollte.

Madam Dürge. Was wollen wir dazu sagen? Madam.

Madam Laris. Alles was Sie wollen, Madam?

Madam Dürge. Soll ich Ihnen meine Meynung sagen, so ist es diese: mein Sohn ist aufrichtig, ich kenne ihn: und sobald Ihre Mamsel Tochter sein Glück machen kann, so bitte ich um Ihre Einwilligung zu dieser Heirath, und gebe ihm die meinige.

Madam Laris. Von Herzen gern Madam, ich gestehe es, das erwartete ich gar nicht.

Herr Dürge. Nun, Mamsel, darf ich mir schmeicheln, auch Ihre Einwilligung zu erhalten?

Mamsel Laris. Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr, daß Sie mich, ohngeachtet meines kleinen Unfalls, nach welchen man ein Ungeheuer aus mir hat machen wollen, noch lieben können; Sie machen mich durch Ihren Muth dreiste, häßlich zu seyn: Da Sie sich entschliessen können, mich zu heirathen, so würde es mir nicht anstehen, wenn ich mich spröde stellen wollte

wollte; ich werde vielmehr mein ganzes Leben dazu anwenden, Ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeugen; und zugleich ist mir meine jetzige Ueberzeugung von der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe ein Beweis, daß kein Unglück so groß sey, daß es nicht zu etwas gut seyn sollte.

Ende des sechszehenten Sprichworts.

Das Gedicht.

oder

das Frühstück der Academisten.

Siebenzehntes Sprüchwort:

Wer zu viel beweißt, der beweißt nichts.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0239

Personen.

Herr Gerngroß.

Herr Kluge, } Pensionairs auf einer hohen
Herr Fein, } Schule, siebenzehn bis zwanzig Jahr alt.

Herr Paulwitz.

Herr Roßschweif, Stallmeister, und Maitre dieser hohen Schule.

Die Scene ist in dem Zimmer des Herrn Kluge, wo ein zubereiteter Tisch stehet, an welchem fünf Personen frühstücken sollen. Die Handlung gehet um zehn Uhr des Morgens vor sich.

Erster Auftritt.

Herr Kluge allein.

Das Frühstück ist fertig. Wenn sie doch kommen wollten; die Chocolade wird kalt und der Wein warm werden. (Er ruft ins Corridor.) Fein, Paulwitz, (man höret antworten.) hurtig, hurtig.

Zweyter Auftritt.

Herr Kluge. Herr Paulwitz. Herr Fein.

Herr Paulwitz. Hier bin ich.

Herr Fein. Ich auch. Ey schön! Der Henker, das ist ja ein Frühstück in aller Form. Es scheint, daß du es recht groß anfängst.

Herr Kluge. Meine Herren, halten Sie sich nicht hierüber auf; ich thue alles von Grund des Herzens, das ist genug.

Herr Paulwitz. O! was das betrift, so lassen wir dir Gerechtigkeit wiederfahren. Du bist nicht so wie der kleine garstige Gerngroß, der sich vorgestern recht quälen ließ, ehe er uns eine schlechte Cervelatwurst und eine Bouteille Wein geben wollte; wo ist er denn, dieser Herr Doctor?

Herr Fein. (aus dem Stegreif.) Ja, Doctor, du hast Recht ihn so zu nennen; wenn er es auch nicht ist, so will er es doch immer seyn; er redet

von

von Prose, von Versen, von theatralischen Stücken, von neuen Werken, als wenn er ein Mitglied der Academie wäre, und denket nicht daß er nur ein Academist ist.

Herr Kluge. Er besitzt eine unerträgliche Eigenliebe.

Herr Fein. Sollten wir nicht Gelegenheit finden können, ihn ein wenig zu demüthigen?

Herr Paulwitz. Ich möchte es gerne. Apropos, Kluge, hat er dir gesagt, daß er eine Tragödie macht?

Herr Kluge. Ja, er hat mir sogar versichert, daß er sie wenigstens so gut als Voltaire mache. Das, was ihn nur verdrießt, ist, daß er befürchtet, die Schauspieler möchten keine Talente haben sein Stück zu spielen, denn er hält sie alle für ungeschickte Comödianten aus der Provinz. Pisch, da ist er, und Herr Roßschweif auch.

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Herr Gerngroß. Herr Roßschweif.

Herr Kluge, (zu den Herrn Gerngroß und Roßschweif) Nun! meine Herren, seyn Sie willkommen; hurtig, wir wollen uns zu Tische setzen, denn seit einer halben Stunde wartet das Frühstück auf Sie (Sie setzen sich alle bey Tische, und essen.)

Herr

Herr Roßschweif. Hurtig, meine Herren, wahrhaftig, ich bringe einen guten Appetit mit, denn ich komme vom Felde, wo ich ein verteufeltes Pferd zugeritten habe, welches ich einer Dame vom Stande die sehr krank gewesen, zureiten soll, damit sie bey ihrer Genesung darauf ausreiten kann.

Herr Paulwitz. So wie mir deucht, so sucht sich diese Dame ihre Reitpferde sehr gut aus.

Herr Gerngroß. Ich habe gestern eines in dem Thiergarten geritten, welches einer von meinen Freunden von einem Pferdehändler kaufen wollte; ich wette, daß das Ihrige nicht so wild ist, denn eben um deshalb läßt es der Pferdehändler wohlfeil. Das Thier wurde unter mir, so zahm wie ein Lamm.

Herr Fein. O! Sie, Herr Gerngroß, Sie besitzen eine besondere Kunst mit den schwersten Sachen fertig zu werden; wenn Sie noch drey Monate auf die Reitbahne gehn, so werden Sie der erste Reiter in Deutschland seyn, aber nach Ihrer Meynung versteht sichs.

Herr Paulwitz. Aber, das wird noch wunderbarer seyn, daß der Herr Gerngroß auch der erste Poet in Europa seyn wird.

Herr Gerngroß, (aus dem Stegreif.) Sie scherzen, meine Herren, Sie werden aber gestehen, daß es Leute giebt, die viel hurtiger alles fassen, die zu allem ein gewisses Geschick haben, einen gewissen frühzeitigen Verstand.

Herr Roßschweif. Es ist wahr, daß Herr Gerngroß würde das Pferd des Alexanders zähmen, wenn es wieder auf die Welt käme. O! ich bin gut dafür, daß er, wenn er fortfähret, ein besserer Reiter seyn wird als man glaubet.

Herr Kluge. Und mit Ihrer Tragödie, Herr Gerngroß, wie weit sind Sie damit?

Herr Gerngroß. Ich habe vier Aufzüge fertig, und bin bey dem fünften.

Herr Kluge. Wir werden sie also noch diesen Winter bekommen? Herr Roßschweif, das wird Ihr Haus berühmt machen, und . . . .

Herr Roßschweif. Der Herr thut sehr gut daß er seinen Geist beschäftiget. Eine Tragödie ist eine schöne Sache, doch will ich es nicht verhehlen, daß ich nicht viel darnach frage, ob meine Academie dadurch berühmt wird.

Herr Gerngroß. Und warum denn? ich bitte Sie.

Herr Roßschweif. Wahrhaftig, ich fürchte, die Eltern möchten sich einbilden, daß man bey mir schöne Geister ziehe; daß meine Schüler, anstatt lauter nützliche Sachen hier zu lernen, sich damit beschäftigen, Verse und Tragödien zu machen; dies zerstreuet nur die Aufmerksamkeit, und macht uns oft zu andern soliden Beschäftigungen unfähig: Mit einem Wort, man weis schon, daß diejenigen, welche die besten Verse machen,

chen, nicht am besten reiten; und Tragödien-Schreiber könnten mir Schaden thun.

Herr Gerngroß. Aber, mein Herr, sehen Sie da den Herrn Kluge, welcher Ihr bester Schüler in allen Stücken ist, und man weis doch daß er recht artige Verse macht.

Herr Kluge. (aus dem Stegreif.) Ich Herr Gerngroß, ich mache mir ein Vergnügen, einige kleine flüchtige Stücke zu verfertigen, die keine große Mühe und Zeit erfordern. . . . Sie wissen daß ich diese kleinen Werke nur Krümchens nenne, aber eine Tragödie ist ein großes Brod von sechs Pfund, womit man ein ganzes Haus satt machen kann.

Herr Gerngroß. O! Herr Roßschweif, seyn Sie zufrieden, meine Tragödie kostet mir so wenig Arbeit, daß sie meinen übrigen Geschäften gar nicht schadet; ich bin bald zu Ende, und ich kann auf meine Ehre versichern, ich habe noch nicht gemerket, daß ich einen Augenblick daran gearbeitet.

Herr Fein. Das ist möglich, Sie machen sie vielleicht aus dem Gedächtniß?

Herr Gerngroß. Wie, aus dem Gedächtniß?

Herr Fein. Sie besuchen ja alle Tage die Schauspiele, declamiren viele Tragödien in Ihrem Zimmer, und so wird Ihr Gedächtniß mit lauter tragischen Versen angefüllet. Sie erinnern sich derselben, Sie schreiben sie auf als wenn Sie sie gemacht hätten, und ändern einige Stellen. Man

hat viel junge Leute gekannt die sich für diesen wohlfeilen Preis zu Schriftstellern gemacht haben.

Herr Gerngroß. Gehen Sie, Sie wollen scherzen, Herr Fein, Sie werden sehen, daß meine Tragödie ganz neu ist, daß sie mit nichts eine Aehnlichkeit hat, und daß man niemals vielleicht dergleichen sehen wird.

Herr Paulwitz. O! das glaube ich wohl.

Herr Roßschweif. Aber, mein Herr, ehe Sie nun ein so großes Werk anfingen, versuchten Sie es denn nicht vorher, einige kleine Verse zu machen? . . . . einige kleine flüchtige Stücke die man leichter in einer Gesellschaft hersagen kann, als eine ganze Tragödie die sehr lang ist? . . .

Herr Gerngroß. Ja wohl, ich habe dergleichen kleine Verse gemacht, wenn ich meine Stiefeln anzog! aber aus dieser Art Werke mache ich nicht viel, das ist was elendes in der Poesie, das giebt dem Genie keine Nahrung, keine Kräfte.

Herr Kluge. Vielleicht, Herr Gerngroß, aber man vergnügt sich doch damit. . . .

Herr Gerngroß, (aus dem Stegereif.) Mein Herr, wenn ich dieses sage, so will ich nicht von Ihren kleinen Versen, die Sie machen, reden, die sind allerliebst.

Herr Roßschweif. (zu Herrn Kluge.) Sie haben uns davon einige hergesagt, die ich lieber als alle Tragödien des Corneille möchte gemacht haben.

haben. Haben Sie einige neue gemacht? Tractiren Sie uns damit.

Herr Kluge. Ich habe ein kleines Stück welches ich gestern früh gemacht habe; aber es würde Mühe kosten, wenn ich es mir wieder erinnern sollte. . . . Ich will sehen, ob ich eine Abschrift davon in meiner Tasche habe. (Er sucht in seinen Taschen.

Herr Fein. Ach! sehen Sie zu, es würde mir lieb seyn, sie zu hören.

Herr Paulwitz. Mir auch; Ihre Verse sind leicht, angenehm, fließend, sie stellen immer artige Gemählde vor Augen. Mit einem Wort, sie haben nichts von der scholastischen Schwere die man oft bey gewissen Poeten findet. (Er nimmt die Bouteille.) Nun, Herr Gerngroß, wir wollen einmal trinken.

Herr Kluge. (nachdem er in den Taschen gesucht hat) Ich finde sie nicht, ich werde sie verlohren haben; wahrhaftig; doch es ist allenfalls kein großer Verlust; meine Herren, ein andermal.

Herr Roßschweif. O! suchen Sie alle Ihre Taschen recht durch.

Herr Kluge. Es ist vergebens, sie sind ohne Zweifel mit dem Schnupftuch heraus gerissen worden.

Herr Gerngroß. Wenn Sie wollen, meine Herren, so will ich Sie so gut ich kann schadlos

halten, und Ihnen ein kleines Stück in Versen mittheilen, das Sie gewiß nicht kennen, und das Ihnen vielleicht nicht so schlecht und so schwerfällig vorkommen wird, als ein Stück von solchen Versmachern, von welchen Herr Paulwitz sprach.

Herr Roßschweif. Ey! wir wollen sehen; es ist gewiß von Ihnen?

Herr Gerngroß. Sie werden gleich sehen was es ist. (Er zieht ein Papier aus seiner Tasche und liest:)

Das Glück der Liebe.

Herr Roßschweif. Der Titel ist artig.

Herr Paulwitz. Lassen Sie uns hören.

Herr Gerngroß. (liest:)

Die Lieb ist unerschöpflich reich,
An Freuden, deren Reiz nur die Adepten wissen.
Izt ist sie von Gefühl, und weich,
Weint süsse Quaal, und lindert sie mit Küssen;
Bald thut sie spröd, und flieht so scheu,
Wie Mädchen, die erst reissen sollen,
Uns zitternd fliehn, wenn wir sie küßen wollen.
Bald beut sie euch die Hand, ist zum Entzücken frey,
Liebt muthgen Scherz, und lose Tändeley. —
Wie selig seyd ihr, die ihr liebt,
Wenn ihr euch selbst und euren Wohlstand kennet.
Ihr habt, wornach umsonst die Menge rennet,
Und was kein Glück des Zufalls giebt.
Euch fließen die genoßnen Stunden,
Jedwede schön und satt an Lust;
Euch wird an der geliebten Brust
Des Lebens Freude ganz, der Schmerz kaum halb empfunden.
Ihr seht aus den zufriednen Gründen,
Wo Scherz und Ruh die schönsten Kränze winden,
Mitleidig wie der Thor auf stolzen Höhn,

Sich

Sich mühsam schlept, die Tiefe bald zu sehn,
Und Harpagons, wie im Roman die Drachen,
Bey unberührten Schätzen wachen, u. s. w.

Nun wie finden Sie es?

Herr Roßschweif. Fürtreflich, in der That, fürtreflich.

Herr Fein. Man kann nicht feiner von der Liebe sprechen.

Herr Paulwitz. Und die so voll von Empfindung!

Herr Kluge. (sachte zu dem Herrn Roßschweif) Das ist mein Gedicht, das ich Ihnen vorlesen wollte; er hat es wahrscheinlich gestern Morgen in dem Thiergarten gefunden, wo ich spazieren gieng, und wo es mir aus der Tasche wird gefallen seyn.

Herr Roßschweif. (leise zu dem Herrn Kluge.) Das ist gut daß ich das weis, wir wollen sehen. . . . Herr Gerngroß, Sie sind es gewiß, der diese Verse gemacht hat, nehmen Sie hierüber mein Compliment an.

Herr Gerngroß. Ich freue mich, daß sie nach Ihrem Geschmacke sind.

Herr Paulwitz. Es herrscht eine gewisse Leichtigkeit darinnen, wozu ich Sie, ohngeachtet der guten Idee, die ich von Ihrer Muse hatte, doch nicht fähig hielte.

Herr Gerngroß. Es ist wahr, sie sind artig genug.

Herr Fein. So artig, daß Sie uns die Wahrheit sagen müssen, ob Sie sie gemacht haben.

Herr Gerngroß. So finden Sie sie doch gut?

Herr Roßschweif. Ja, ich zweifle aber daß sie von Ihnen sind; ich bitte Sie um Vergebung. . . . Aber. . . . sie haben eine gewisse Feinheit. . . .

Herr Fein. Ich werde auch daran zweifeln, wenn Sie uns nicht zuverläßig sagen was daran ist.

Herr Gerngroß. Ey! meine Herren, wie Sie wollen; wenn ich Ihnen aber doch die Wahrheit sagen soll —

Herr Paulwitz. So müssen Sie uns sagen, daß sie von einem andern herrühren?

Herr Roßschweif. Nein, sagen Sie lieber daß sie Ihnen nicht viel gekostet haben, denn werden wir noch in Zweifel seyn, und Sie werden nicht nöthig haben —

Herr Gerngroß. Sie sind sonderbar, und wie ich sehe, sehr wenig zu meinem Vortheil eingenommen. Kurz meine Herren, Niemand von Ihnen kennet sie, da sind sie. . . . (Er giebt das Papier.)

Herr Roßschweif. (nimmt das Papier und untersucht es.) Und sehr schön abgeschrieben.

Herr Gerngroß. Man muß die Wahrheit sagen, es ist nicht meine Hand. . . . Wenn ich Ihnen aber das Original zeigen sollte, was würden Sie denken?

Herr

Herr Paulwitz. Ich würde denken. . . . Ich würde denken. . . . Warlich, ich würde noch daran zweifeln.

Herr Gerngroß. Was vor Einbildung! Das ärgert mich. Nun gut, ihr Herren da ist das Original.

Herr Kluge. Ey! Meine Herren, warum soll Herr Gerngroß nicht diese Verse gemacht haben? habe ich sie doch gemacht.

Herr Roßschweif. (nimmt das Original des Herrn Gerngroß.) Wie! Es ist möglich. . . . Lassen Sie sehen. . . Ja, das ist die Hand des Herrn Gerngroß.

Herr Kluge. (zu dem Herrn Gerngroß.) Mein Herr, verzeihen Sie mir, wenn ich mich so wie Sie für den Verfasser dieser Verse ausgebe, denn man zwang Sie, daß Sie sie aus Höflichkeit für Ihre Arbeit annehmen mußten. Sehen Sie. . . . da ist mein Original das ich zu Ihrem Glücke finde. Meine Herren, halten Sie es gegen das Stück, entweder der Herr, oder ich wollen Sie betrügen.

Herr Fein. (der das Original des Herrn Kluge genommen hat.) Das Original des Herrn Kluge stimmt mit dem Stück überein. Ey! Ey! Herr Gerngroß.

Herr Gerngroß. Meine Herren, mich dünckt, ich habe mich hierüber noch nicht so deutlich erkläret, daß Sie sich einbilden könnten, als wollte ich mir dieses kleine Werk zueignen. Es ist wahr

daß ich gestern diese Verse gefunden habe, und weil sie Ihnen, mein Herr Kluge, zugehören, so gebe ich sie Ihnen wieder zurück.

Herr Roßschweif. Und dieses Original, das Sie davon gemacht haben, zu was für Absichten?

Herr Gerngroß. O! ich wollte einige Worte darinnen ändern, ich habe aber nach einigen untergestrichenen Worten nichts gefunden. Davon kommt das Brouillon.

Herr Roßschweif. Warlich, Sie wollten uns überreden, daß Sie die Verse gemacht hätten. Sie überredeten es sich selbst; aber das böse Original! O! mein Herr Gerngroß, Sie hätten bedenken sollen, daß wer zu viel beweißt, der beweißt nichts.

Ende des siebenzehnten Sprüchworts.

Das
Unvermuthete Unglück.

Achtzehntes Sprüchwort:

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Personen.

Herr Bidermann, ein reicher Kaufmann, der auf seinem Landguthe lebt, und Onkel des Herrn Frölich.

Herr Frölich, ein junger Mensch von zwanzig Jahren.

Herr Valer, ein junger Mensch von eben dem Alter.

Die Scene ist in dem Cabinet des Herrn Valer eines Advocaten, Vater des jungen Menschen. Die Handlung träget sich um zehn Uhr des Morgens zu.

Erster Auftritt.

Herr Frölich. Herr Valer, (sitzet an einem Schreibtisch, und ist mit juristischen Büchern beschäftiget.)

Herr Frölich. Guten Morgen, mein Freund! Der Henker, du bist sehr beschäftigt, bist du im Ernst ein Pandektenreuter geworden?

Herr Valer. Ja, mein Freund, recht im Ernste.

Herr Frölich. Ich sehe es, (er besiehet die Bücher die auf dem Schreibtische liegen.) Lauterbachii Collegium Theoretico-Practicum, Struckii Vsus modernus Pandectarum, — Hypotheqven und Concurs Ordnung — das sind in der That sehr ernsthafte Bücher; du hast also deinen Lessing, deinen Weisse und deinen Schlegel bey Seite gesetzt?

Herr Valer. O! ja, ich versichere dich, und das auf lange Zeit; diese Herren sind sehr gut bey müßigen Stunden, oder für einen, der reich genug ist, sich nur mit den schönen Wissenschaften abgeben zu dürfen; aber ich habe endlich ernstlich nachgedacht, ich muß einen Stand wählen. Mein Vater ist nicht reich, er lebt bloß von seinem Verdienst als Advocat. Ich habe mich auch diesem Stande gewidmet, und ich will mich mit allem Fleiße darauf legen; Mein Freund, man muß gründlich denken, es ist Zeit davon.

Herr

Herr Frölich. O! wahrhaftig, ich nicht, ich habe meinen Onkel und mein Canonicat, und das ist mir genug; ich leiste meinem Onkel Gesellschaft der mit mir als ein Bruder lebet, der mich liebet und ohne mich nicht leben kann, hauptsächlich seit dem er sich auf seinem Guthe aufhält. Ich belustige mich mit ihm an Bücherlesen, die uns gefallen, ohne mich sehr zu bekümmern, was aus mir werden soll.

Herr Valer. Das mag für dich ganz gut seyn, aber nimm es mir nicht übel, daß ich deinem Beyspiel nicht folge; dein Onkel hat keinen andern, als dich, er wird dir Vermögen hinterlassen, aber ich. . . . Ich muß ernstlich darauf bedacht seyn zu arbeiten, um zu leben, ich habe nur zu viele Possen gemacht, und nur zu viel Zeit verschwendet.

Herr Frölich. Und wie? du hast mir niemals davon etwas anvertrauet? Apropos, wird dein Vater nicht kommen? Ich mag deinen Vater nicht gerne hier sehen, er ist so ernsthaft, er sieht mich so scheel an, wenn ich dich besuche, daß ich nicht so oft komme, als ich sonst wohl wollte, da wir so nahe bey der Stadt sind.

Herr Valer. Es ist wahr, er ist nicht so gut, nicht so höflich gegen junge Leute als dein lieber Onkel, den ich herzlich liebe; fürchte dich aber nicht, mein Vater bleibt bis Morgen auf dem Lande.

Herr Frölich. Nun gut! so laß uns mit einander spazieren gehen.

Herr Valer. Sehr gerne.

Herr Frölich. Unterdessen erzähle mir die Possen worüber du dir so ernsthafte Vorwürfe machst.

Herr Valer. Ja, es sind Possen, das Wort ist nicht zu stark, du sollst selbst urtheilen. Ehe ich noch anfieng das Recht zu studieren, das ist ohngefähr vor vier Jahren, fragte mein Vater mich, wozu ich Lust hätte, ein Advocat, oder ein Arzt zu werden? denn sagte er, es ist nun Zeit, entweder das Recht zu studieren, oder dich auf die Arzeneywissenschaft zu legen. Er war sehr für den Stand eines Arztes, in welchem ich, sagte er, am geschwindesten mein Glück machen würde, weil vorzüglich in diesem Stande eine hübsche Figur, und angenehme Sitten geschätzt würden.

Herr Frölich. Gut, du wolltest aber kein Arzt werden?

Herr Valer. Ja, gerne, ich willigte um so vielmehr darein, da er mir ein sehr unangenehmes Gemählde von der Profeßion eines Advocaten machte, nicht zwar daß er diesen Stand, nicht als höchst rühmlich geschildert haben sollte, denn das that er allerdings, und, wie ich glaube, mit Recht, sondern er stellte mir nur die Länge der Zeit vor, welche erfordert würde, wenn man dabey sein Glück machen wolle, ferner die viele Arbeit, und die Ungewisheit des Erfolgs.

Herr

Herr Frölich. Du wolltest also ein Arzt werden? Wer hat dich nun daran verhindert?

Herr Valer. Wer mich daran verhindert? eine Dummheit, eine Kinderey; worüber ich mich jezt schäme. Da mein Vater sahe daß ich entschlossen war, die Arzeneykunst zu erlernen, und sich meine Erziehung sehr angelegen seyn ließ, sprach er zu mir: gut, wenn du ein Arzt werden willst, so müssen wir alle griechische Bücher, die du in der Classe gebraucht hast, zusammen suchen, damit wir sie mit einander durchgehen, um dich im griechischen stark zu machen, denn ein Arzt muß griechisch verstehen.

Herr Frölich. Er hatte Recht, es kommen fast alle medicinische Wörter aus dem griechischen her; wie nun weiter?

Herr Valer. Ich hatte alle meine griechischen Bücher, die ich in der Classe gehabt hatte, verkauft; denn mein Vater gab mir, wie du weißt, sehr wenig Geld.

Herr Frölich. Ja und das machte er nicht gut; mein Onkel misbilligte es auch oft.

Herr Valer. Als ich erfuhr, daß mein Vater die Bücher sehen wollte, die ich verkauft hatte; und befürchtete, daß er, wenn ich ihm die Wahrheit gestünde, über mich erzürnt werden würde, entschloß ich mich lieber nicht ein Arzt zu werden.

Herr

Herr Frölich. O! das ist lustig! hättest du damals die griechischen Bücher nicht verkauft, so wärest du ein Arzt geworden.

Herr Valer. Und damit ich ihm wahrscheinliche Gründe von der Aenderung meines Entschlusses anführen möchte, so sagte ich ihm zwey Tage nachher; ich hätte darüber nachgedacht, und fände daß der Stand eines Arztes sich nicht für meine mitleidige Seele schicke; daß ich das gemächliche Leben, welches mir dieser Stand verschaffen könnte, theuer würde erkaufen müssen, wenn ich mein Leben damit zubringen sollte, Leidende und durch so viele Uebel von allerley Art gequälte Menschen zu sehen. Er glaubte mir, und sagte, ich wäre ein Thor, ich würde mit einer solchen Seele niemals in der Welt mein Glück machen; man müsse, ohne den ehrlichen Mann bey Seite zu setzen, ein etwas hartes Herz haben, um unter den Leuten fortzukommen, er wolle mich aber zu nichts zwingen. Du willst also Advocat werden? fuhr er fort, nun so mußt du es auf eine andere Art anfangen, fleißig die Logik und das Naturrecht studiren, dir die römischen Antiquitäten bekannt machen, und denn besonders die römischen Gesetze aus dem Grunde erlernen. Ich willigte in alles, damit ich nur meine griechischen Bücher nicht zeigen durfte. Die drey Jahre hindurch, da ich das Recht studierte, habe ich diese heilsamen Lehren meines Vaters nur halb befolgt. Ich habe zwar,

wie du weißt, eben keine Collegia versäumt, aber meine Zeit auf der Stube nur schlecht angewand. Anstatt die Vorlesungen für mich zu wiederholen, und darüber nachzudenken, las ich Wieland, Weisse, und sogar alles schlechte Zeug was zu der Zeit herauskam; machte kleine Lieder und Comödien, und glaubte was rechts gemacht zu haben, wenn sie euren Beyfall erhielten.

Herr Frölich. Du darfst dich ihrer nicht schämen, Valer.

Herr Valer. Ja, in so fern ich nützlichere Sachen darüber versäumet habe, muß ich mich ihrer schämen. Aber ich weis auch, daß der verderbliche Einfall, Comödien aufzuführen, der zu unserer Zeit aufkam, hauptsächlich daran schuld war. Glaube mir, wir hatten sehr Unrecht zu einer Zeit da wir nur hätten hören, denken und lesen sollen, Comödianten vorzustellen. Ich entsinne mich noch ganz wohl, daß ein einziges Nachspiel, das ich gemacht hatte, und das von uns aufgeführt wurde, mich auf ganze vierzehn Tage zu allen juristischen Vorlesungen ungeschickt machte.

Herr Frölich. Aber sage mir doch, wie hast du dich von der Bezauberung, welche die schönen Wissenschaften mit sich führen, frey machen, und auf einmal an so ernsthaften Beschäftigungen Geschmack gewinnen können?

Herr

Herr Valer. Seit vierzehn Tagen habe ich die lebhafteste und vernünftigste Begierde, das zu studieren, was zu meiner Beförderung nützlich seyn kann, und alles das zu verlassen, was mich zerstreuen könnte. Du findest mich in dieser Beschäftigung mit dem ernstlichen Vorsatz, dabey zu verharren.

Herr Frölich. Desto besser, mein Freund, ich ermahne dich selbst dazu. Ich sehe dich schon im Geiste als einen unserer geschicktesten Advocaten.

Herr Valer. O! ich will es wohl werden, oder ich will sterben, verlaß dich darauf.

Herr Frölich. Ich nicht, mein lieber Freund, ich will Philosoph seyn, und mich mit dem, was mir mein Onkel hinterlassen wird, einschränken, und das Vergnügen der Litteratur und der Freyheit genießen.

Herr Valer. Ich würde es vielleicht auch so machen, wenn ich solche Hofnung hätte als du, aber. . . .

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Ein Bedienter.

Der Bediente. (überliefert Herrn Valer einen Brief.) Mein Herr, da ist ein Brief von der Post (Herr Valer nimmt den Brief.)

Herr Frölich. Ist das euer Bedienter?

Herr Valer. Ja.

Herr Frölich. (zum Bedienten.) Wenn mein Onkel kömmt, ein kleiner schon etwas bejahrter Mann, so sage er ihm doch daß ich hier bin. (zu Herrn Vater.) Er wird herkommen, um mich abzuholen, und dich und deinen Vater zu besuchen. Er ist heute noch ehe ich aufgestanden war, ausgefahren, und hat hinterlassen, daß ich ihn hier erwarten soll.

Herr Valer. Gut, (zum Bedienten.) Johann Ihr versteht es doch?

Der Bediente. Ja, mein Herr.

(Er gehet ab.)

Dritter Auftritt.

Herr Valer. Herr Frölich

Herr Valer. Die Hand ist mir ganz unbekannt, was bedeutet das? (Er macht den Brief auf und nachdem er einige Zeilen sachte gelesen hat, sagte er:) O Gott! mein Vater ist tod!

Herr Frölich. Wie, dein Vater ist todt!

Herr Valer. Er ist plötzlich gestorben. . . . (Es wird ihm übel, und fält ohnmächtig in einen Lehnstuhl.)

Herr Frölich. (nimmt den Brief und liefet sachte:) „Erschrecken Sie nicht, mein Herr, über die Nachricht, die ich Ihnen zu melden genöthiget bin. — „Ihr Vater ist gestern Abend bey mir an einem „Schlag-

„Schlagfluß gestorben; er fiel in meine Arme, „indem er noch mit mir sprach. Ich fühle „Ihren ganzen Schmerz, aber ich würde mich ver„gebens bemühen ihn zu lindern, es sind dieses „schreckliche Schläge des Schicksals, wobey nur „Gott und die Zeit uns helfen können.

Ich habe die Ehre zu seyn. . . .

Herr Valer. (ganz in Thränen, indem er sich von seiner Ohnmacht erhohlet.) Ach! mein lieber Freund, Was für ein Verlust für mich! Was wird aus mir werden? Ohne Güter, ohne Amt, wie soll ich fortkommen? . . . . Ach! gütiger Gott.

Herr Frölich. (umarmt ihn.) Ey, mein lieber, Freund, du mußt nicht verzweifeln, du bist jung, du hast Freunde, dein Vater war sehr beliebt, ward geschätzt; du wirst schon eine Zuflucht finden.

Herr Valer. Nein, mein Freund, ein junger Mensch . . . . in meinem Alter . . . . der erst in die Welt tritt. . . . der einen Rathgeber, einen Führer noch so nöthig hat. . . .

Vierter Auftritt.

Die vorigen. Herr Biedermann.

Herr Biedermann. Guten Morgen, meine lieben Kinder, es ist mir lieb daß ich euch hier beysammen antreffe. —

Herr Valer. Ach! mein Herr, Sie sehen mich in einem grausamen Zeitpunkte.

Herr Frölich. (zu seinem Onkel.) Sein Vater ist plötzlich auf dem Lande gestorben; (Er zeigt ihm den Brief:) Da ist die Nachricht. —

Herr Valer. (schluchzet.) Ja, mein Herr, mein rechtschaffener Vater ist nicht mehr. . . . mein Lehrer, mein Freund, die einzige Hofnung meines Glücks ist dahin! und ich. . . . Ach! meine Freunde, verlassen Sie mich nicht. . . . Ich habe mit meinem Vater alles verlohren, ich bin allein, einsam in der Welt, mir selbst überlassen, verwayst, verlohren!

Herr Biedermann. Verlohren, mein lieber Freund? Nein, so lange ich lebe, nicht, Gott, der Sie gebeugt hat, kann Sie auch wieder aufrichten; kommen Sie zu uns, bis Sie ihre Sachen in Ordnung gebracht haben.

Herr Valer. Ihr Anerbieten, Ihre Freundschaft, würden mich trösten können, wenn es eine Sache in der Welt könnte; aber o Gott! ich verliehre meinen Vater eben zu der Zeit, da mir sein Leben so unentbehrlich war. . . . Zu einer Zeit, da ich anfing einen guten Weg zu gehen. . . Ach! ohne Zweifel, will die Vorsehung etwas anders aus mir machen, weil sie durch eine so grausame Begebenheit alle meine Entwürfe vernichtet.

Herr Biedermann. Die Vorsehung prüfet Sie, das ist alles mein lieber Freund. Urtheilen Sie nicht übel von ihrer Absicht, sie wird sich rechtfertigen —

Herr Valer. Ach! mein lieber Herr Biedermann, die Vorsehung ist immer gerechtfertiget, wenn ich gleich unglücklich bin!

Herr Biedermann. Ja, aber sie hat sich an Ihnen bereits ganz besonders gerechtfertiget, denn sie hat Sie einen zweyten Vater finden lassen.

Herr Valer. Ich erkenne es, ich erkenne es mein werther Herr Biedermann, Ihre Gütigkeit ist noch größer als mein Verlust. —

Herr Biedermann. Nicht doch, mein lieber Freund, Ihr Verlust ist für Sie sehr groß — und was ich für Sie thun könnte, und thun würde, würde Ihnen niemals diesen Verlust ersetzen können. Aber der Vater von dem ich rede, ist auch ein ganz anderer Vater als ich, und zu Beförderung Ihres zeitlichen Glücks sogar geschickter als der, den Sie verlohren haben.

Herr Frölich. Wie das? Mein lieber Onkel, ich begreife nicht was Sie da sagen wollen.

Herr Biedermann. (zu dem Valer.) Hören Sie mich Herr Valer: Ich habe noch eher als Sie von dem Tode Ihres würdigen Vaters Nachricht erhalten:

halten: ich wußte, daß der Minister von * * * vorzüglich sein Freund gewesen war, und daß Ihr seliger Vater Sie demselben vorgestellt hatte. Ich habe die Ehre ihm gleichfalls bekannt zu seyn, und ich fuhr also diesen Morgen nach der Stadt, um ihm diesen Tod zu melden, und Ihnen bey Zeiten an diesem würdigen Minister eine kräftige Stütze zu verschaffen. Auf meinem Sterbebette will ich noch den Mann segnen, der über den Tod meines Freundes so innig gerührt seyn konnte. Sein vortreflicher Charakter hat sich mir nie in einem glänzendern Lichte gezeigt, und ich habe mehr erhalten, als ich hoffen konnte.

Herr Frölich. O! mein vortreflicher lieber Onkel sagen Sie uns doch bald, daß mein Freund glücklich ist!

Herr Biedermann. (zu dem Vater der während der ganzen Erzählung in tiefen Gedanken steht und zuhört.) Ich hatte nicht nöthig ihm weder Ihre Verlegenheit noch Ihre guten Eigenschaften vorzustellen. Es schmerzt mich sprach er zu mir, daß ein so würdiger Mann nicht länger hat leben sollen; aber sein Sohn soll dadurch nicht unglücklich seyn. Ich habe bereits seit einigen Tagen an ihn gedacht: sagen Sie ihm, daß es blos bey ihm stehet, ob er meinen Sohn, der auf kommende Ostern das Gymnasium verläßt, als Hofmeister auf die Universität führen will. Er soll wie mein Sohn

gehal-

gehalten werden, und zu seiner Kleidung und übrigen kleinen Ausgaben jährlich 200 Thaler von mir bekommen. Er ist noch nicht so alt, daß er es für Versäumniß halten könnte, noch drey Jahr auf einer Universität zu zubringen, und er ist gleich wohl gesetzt genug meinem Sohn, der mehr einen vernünftigen Gesellschafter als einen Aufseher nöthig hat, zum Hofmeister zu dienen. Nach denen drey Jahren werde ich weiter für ihn sorgen, — Was sagen Sie dazu Herr Valer? —

Herr Valer. Ich sage, daß ich mich schäme, auch nur einen Augenblick kleinmüthig gewesen zu seyn, und daß ich so viel unverdiente Güte mit der innigsten Dankbarkeit erkenne. Mein Schmerz über den Verlust des besten Vaters ist zu neu, als daß auch das größte Glück ihn auf einmal sollte dämpfen können.

Herr Frölich. O mein verehrungswürdiger Onkel, was für ein gütiger Mann sind Sie! Wie viel Reiche haben jezt noch kaum ihr Bette verlassen, und Sie haben schon die schönste Handlung der Menschlichkeit verrichtet, und Freude in ein bekümmertes Herz gegossen. Aber, warum haben Sie mir und meinem armen Freund, diese tröstliche Nachricht nicht gleich anfangs eröfnet?

Herr Biedermann. Darum mein lieber Vetter, weil die Empfindung des Unglücks für einen jeden jungen Menschen überaus nützlich seyn kann, und weil ich das Unglück des Herrn Vaters auch gerne für Sie lehrreich machen wollte. Lernen Sie daraus, wie wenig wir auf etwas in der Welt, was nicht in uns selbst ist, Rechnung machen können, und wie wahr es sey, daß der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Ende des achtzehnten Sprüchworts.

Die

Die Vorurtheile.

Neunzehntes Sprüchwort:

Auf Regen folgt Sonnenschein.

Personen.

Mamsel Lanet, eine junge Person von siebenzehn Jahren.

Frau Hutin, Aufseherin über die Erziehung der jungen Person.

Der junge Dorm, neunzehn Jahr alt.

Herr Dorm, Onkel des jungen Menschen.

Herr Dau, Halbbruder des jungen Dorm.

Die Scene ist in dem Saale des Herrn Dorm des Onkels, in einem Hause, welches ihm und der Frau Hutin gemeinschaftlich zugehöret. Die Handlung fängt des Morgens um eilf Uhr an.

Erster Auftritt.

Herr Dorm. Der junge Dorm. sein Neveu.

Herr Dorm. Nein, mein lieber Neveu, du magst sagen was du willst, du magst sie so sehr lieben als du willst, so sollst du sie doch nicht heyrathen; ich werde niemals einwilligen, daß du eine Person heyratheſt, deren Geburt nicht gesezmäßig ist, unsere Gebräuche, unsere Sitten sind entgegen.

Der Neveu. Unsere Sitten! aber mein Onkel, finden Sie daß unsere Sitten gut sind, wenn sie durch eine Art von Entehrung, ungerechter Weise ein Kind, die Frucht der Liebe zweyer freyen Personen bestrafen? Ist das das Verbrechen des Kindes? ist es nicht unglücklich genug, daß es kein Recht auf das Vermögen seiner Eltern hat, muß man es noch auf eine ungerechte Art erniedrigen. Sind das gute Sitten, die Menschlichkeit, und Gerechtigkeit gleich stark beleidigen. Verdammte Vorurtheile! müſſet ihr allezeit die Vernunft des Menschen in euren Fesseln halten?

Herr Dorm. Schreye du wider dieselben so viel du willst, sie sind einmal angenommen, und ich werde nicht dawider handeln. Ein unechtes Kind heyrathen! das ist unverzeichlich!

Der Neveu. Wenn aber diese Person einen sehr ansehnlichen Brautschatz hat, wenn sie gut

aus

aussiehet, wenn sie mit den Tugenden des Herzens alle Annehmlichkeiten des Geistes verbindet; soll denn alles dieses nicht die Rechtmäßigkeit der Geburt aufwiegen können? Ich getraue mich sogar zu beweisen, daß bey unsern Vorurtheilen, die so grade zu, wider alle Vernunft sind, es vortheilhafter sey, sich mit einem unehligen als eheligen Kinde zu verbinden, wenn sonst Glücksgüter und Verdienste auf beyden Seiten gleich sind.

Herr Dorm. O! da bist du schon wieder mit deinen paradoxen Meynungen, du hast recht den Wiz der itzigen jungen Leute, die an nichts zweifeln.

Der Neveu. Ich will alles haben was Sie wollen, mein Onkel, wenn ich Ihnen aber beweise was ich behaupte. . . .

Herr Dorm. Nun, laß doch sehen? Ich bitte dich.

Der Neveu. Werden Sie nicht zugeben, daß von allen Vorurtheilen welche wir haben, dieses eines der schrecklichsten ist, daß wir alle diejenigen für entehrt halten, welche durch das Band einer nahen Verwandschaft mit einem unglücklichen, welchen die Gerechtigkeit beschimpfet hat, verbunden sind?

Herr Dorm. Auch das ist ein sehr vernünftiges Vorurtheil; dadurch haben die Verwandten ein persönliches und gleichsam gemeinschaftliches Interesse, über Ihre Aufführung wechselseitig zu wachen;

dadurch widerstehen sie der Unordnung, die, durch die Handlung eines einzigen unter ihnen, allen eine allgemeine Schande zuwege bringen könnte; dadurch erhalten sich die Familien; unterstützen sich bey der Erziehung ihrer geringern Verwandten, und dieses Vorurtheil, das du zu verdammen suchest, bringet unendlich viel gutes zu wege, oder verhindert doch viel böses.

Der Neveu. Noch einen Augenblick bitte ich mich anzuhören: ich will es zugeben, dieses gemeinschaftliche Interesse einer ganzen Familie, der Schande die durch den strafbaren Verwandten auch zugleich den Unschuldigen trifft, vorzubeugen, hat seinen Nutzen; aber wie oft trägt es sich nicht, ohngeachtet der Sorge ehrlicher Verwandten zu, daß ein Blutsfreund strafbar wird, ohne daß man den andern etwas vorzuwerfen hat? Der Mensch wenn er einen Hang zum Bösen hat, ist so verschwiegen, so verkehrt, so rasch sein Vorhaben auszuführen! —

Herr Dorm. Ich gebe zu, daß dieses zuweilen geschieht.

Der Neveu. Wohlan, wenn Sie das zugeben, so müssen Sie auch zugeben, daß wenn die unehelige Geburt, durch das Vorurtheil welches Sie zu erniedrigen suchet, viele Unannehmlichkeiten verursachet, sie wenigstens auf der andern Seite gegen ein anderes, noch stärkeres Vorurtheil, und dessen Wirkungen noch grausamer sind, in

Sicher-

Sicherheit setzet. Anstatt also, Mamsel Lanet zu verachten, weil sie ein unehliges Kind ist, wünschte ich selbst eines zu seyn; ich hätte alsdenn in meinem ganzen Leben nicht zu befürchten, daß ich durch eine böse Handlung eines nahen Verwandten entehret würde.

Herr Dorm. Du wünschtest also ein Hurkind zu seyn? Das ist warlich ein besonderer Wunsch. . . ,

Der Neveu. Er ist vernünftiger als Sie glauben; wenn ich ein unehliges Kind wäre, so würden Sie mir vors erste Ihre Einwilligung zu einer Ehe, wovon das Glück meines Lebens abhänget, nicht abschlagen.

Herr Dorm. Nun gut, da du es nun nicht bist, so gebe ich meine Einwilligung nicht, laß uns nicht mehr davon sprechen. Was Henker, will er mit seinem thörigten Wunsche ein Hurkind zu seyn!

Der Neveu. Glauben Sie mir, dieser Wunsch ist bey mir an seiner rechten Stelle, und weil Sie es mir offenbar doch nur um eines lächerlichen Vorurtheils willen, versagen, die Person zu heyrathen, die sich sonst für mich schickt, so zwingen Sie mich das Stillschweigen über eine That, die ich Ihnen sorgfältig verheelet hatte, zu zerbrechen; diese wird Ihnen zu erkennen geben, daß ich nicht so viele Schwürigkeiten bey der Wahl einer Frau machen darf, und daß ich Recht hatte zu wünschen ein uneheliges Kind zu seyn.

Herr

Herr Dorm. Was willst du damit sagen? Hat dir die Liebe den Kopf verrückt?

Der Neveu. Nein, aber es wird mir bey Ihnen das einzige Mittel seyn, das ich noch habe, Ihr Vorurtheil zu überwinden, wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst das Opfer eines andern bin.

Herr Dorm. Was bedeutet dieses Geschwätze? Ich verstehe nichts davon.

Der Neveu. Sie werden es hören, weil Sie mich dazu zwingen: Wenn ich Sie betrübe, so glauben Sie, daß ich es ungerne thue. Sie wissen, daß ich einen Bruder zu Lyon habe, welcher nicht mit Ihnen verwandt ist, weil er nur von mütterlicher Seite mein Bruder ist.

Herr Dorm. Man hat es mir gesagt, ich kenne ihn nicht, ich weis nur daß er, nach dem Namen des ersten Mannes deiner Mutter, Dau heißt.

Der Neveu. Ja, dieser Bruder nun, welcher zwanzig Jahr alt ist, hat sich beym Finanzwesen einige Geschicklichkeit erworben, so, daß er eine königliche Cassenbedienung erhalten: Vor zwey Monaten ist er verschwunden, hat seine letzte Rechnung nicht abgelegt und auch das Geld nicht hinterlassen, welches er der Casse schuldig war. Um nun die Schande eines betrüglichen Bankeruts von sich abzuwenden, hat er ausgestreuet, als wenn eine Ehrensache ihn gezwungen hätte zu entfliehen,

daß er aber, ehe er entwichen, seine Cassenrechnung und das Geld was er schuldig gewesen, einem ehrlichen Manne in der Stadt, der allenthalben dafür bekannt und sein vertrautester Freund sey, zurückgelassen habe. Dieser Freund hat erkläret, daß er weder die Rechnung noch das Geld gesehen, und daß er nur die Begebenheit durch das öffentliche Gerücht erfahren habe. Auf diese Erklärung hat man den Proceß angestrenget, und mein Bruder durch einen Spruch Rechtens verurtheilet gehängt zu werden, so daß ich alle Augenblick befürchte, die Nachricht zu erhalten, daß sein Bildniß an den Galgen geschlagen worden. Ich habe Ihnen die erhaltene Nachricht verheelet, und würde sie noch verheelen, wenn Sie mich nicht dazu zwängen, um, wie ich schon gesagt, über ein Vorurtheil, durch ein anders, welches mich ungerechter Weise entehret, zu triumphiren. Sehen Sie itzt, ob ich diese unglückseligen Gewohnheiten, welche den unschuldigen mit dem schuldigen vermischen, nicht verwerfen muß, und ob ich nicht glücklicher seyn würde, wenn ich ein unehliges Kind wäre? Werden Sie es mir nun wohl verargen, der Mamsel Lanet eine Geburt zu verzeihen, welche für mich selbst zu wünschen, mich mein unglücklicher Bruder zwinget?

Herr Dorm. Ich kann mich auf diese schreckliche Nachricht nicht wieder erhohlen. Was, dein Bruder! Ach! mein armer Junge, wie beklage ich dich!

dich! Wenn nun Mamsel Lanet, und Madam Hutin, die sie erzogen, und bey ihr die Mutter Stelle vertreten hat, diese erschreckliche Nachricht hören werden. . . . Es ist noch ein Glück, daß dein Bruder einen andern Namen, als du führet.

Der Neveu. (aus dem Stegreif.) Dem ohngeachtet habe ich Ihnen alles erzählet; ich habe keinen Augenblick angestanden ihnen nichts zu verheelen, um zu erfahren, ob ich der Verbindung, die ich wünsche, entsagen müßte, oder, ob es mir erlaubt sey, mir noch damit zu schmeicheln.

Herr Dorm. Wie? hat diese Nachricht sie nicht von der Verbindung mit dir abgeschreckt?

Der Neveu. Nein, sie waren hierin billiger als Sie, erlauben Sie daß ich dieses sage, sie waren geneigter die Sachen in ihrem rechten Gesichtspuncte zu sehen, und sie haben mir nach der Furcht die ich hatte, was für Eindrücke dieser Schandfleck auf sie möchte gemacht haben, wieder neuen Muth gegeben; sie urtheileten, daß die Fehler persönlich seyn müßten, und daß die Schande meines Bruders mir die Verdienste nicht nehme, die sie an mir fänden. Frau Hutin hat mir nur gesagt, daß sie an die Personen schreiben würde, von welchen Mamsel Lanet ihre Geburt hätte, welche abgesondert auf ihren Gütern wohnen, und deren Wohlwollen sie mir bis dahin erhalten hätte; sie erwartet die Antwort, aber ich fürchte, daß diese Antwort nicht zu meinem Vortheil ausfallen werde:

Wenn ich das Glück habe, daß sie es ist, würden Sie mir wohl Ihre Einwilligung abschlagen?

Herr Dorm. Nein, mein Kind; die Großmuth, die standhafte und philosophische Art, womit diese Frauenspersonen die Sachen ansehen, lehret mich selbst besser zu denken, und die Dinge so zu sehen wie sie; aber wenige Leute denken so, ich fürchte auch sehr, daß die Antwort . . . .

Der Neveu. Sie mag ausfallen wie sie will, so wird sie das Glück oder Unglück meines Lebens entscheiden. Ach! mein Onkel, wie sehr ist Ihr armer Neveu zu beklagen! Eben zu der Zeit, da ich eine ansehnliche Bedienung erhalten habe, die mir ein ehrliches Auskommen verschafft, wird man die Schande meines Bruders erfahren, vielleicht werde ich dann sogar mein Amt niederlegen müssen, das Vertrauen der Welt verliehren, und durch den Fehltritt eines andern in meinem ganzen Leben verunehret seyn! Was für eine Lage! Finden Sie dieses gerecht und billig.

Herr Dorm. Du hast Recht, ich fühle es, dieses Vorurtheil ist abscheulich, ist sehr ungerecht. . .

Der Neveu. Ist aber das Vorurtheil, von welchem ich Sie habe zurück bringen wollen, vernünftiger?

Herr Dorm. Nein, ich gestehe es, ich komme gänzlich davon zurück. . . . Was für Mühe hat doch die gesunde Vernunft ihre Rechte in dem Verstande des Menschen fest zu setzen, (Er öfnet die Thüre)

Aber

Aber, da kömmt Frau Hutin und Mamsel Lanet, die Treppe herauf, um in ihr Zimmer zu gehen.

Zweyter Auftritt.

Die vorigen. Frau Hutin. Mamsel Lanet.

Frau Hutin. (siehet die Thüre offen stehn, und Herrn Dorm an selbiger.) Guten Morgen, mein Herr, wie stehts mit Ihrer Gesundheit?

Herr Dorm. Sehr gut, meine Nachbarinnen, treten Sie doch ein wenig herein. (Frau Hutin tritt mit Mamsel Lanet herein, und der Neveu giebt ihnen Stühle.

Frau Hutin. (zu dem Neveu.) O! sind Sie da Herr Dorm, ich habe die Antwort die ich erwartete erhalten . . . .

Der Neveu. Mein Schicksal ist also entschieden: Fürchten Sie nicht, Madam, es vor meinem Onkel zu sagen, ich habe ihm schon alles anvertrauet.

Frau Hutin. Sie haben wohl gethan.

Herr Dorm. Madam, schlägt man es ab?

Frau Hutin. Ja, mein Herr, ich sage es ungerne; die Personen aber, denen Mamsel zugehöret, wollen in die Verbindung nicht willigen, welche sie vor dem Unglücke, das dem Herrn begegnet ist, nicht misbilligten; es thut mir leid, aber sie denken nicht so, wie ich.

Der Neveu. Nun so bin ich doch der unglücklichste von allen Menschen!

Frau Hutin. Man hat mir aufgetragen, Sie zugleich von einer Begebenheit zu benachrichtigen, welche die Gründe der abschlägigen Antwort, enthält: man ist im Begrif nach Paris zu gehen um sich zu vermählen, und Mamsel in alle Rechte, welche ihr eine rechtmäßige Geburt geben kann, einzusetzen; Indessen hat man mir aufgetragen, Ihnen für den Vorzug, den Sie Mamsel für andern Personen, da sie doch ein großes Vorurtheil wider sich hatte, gegeben haben, zu danken. Kurz, man schätzet Sie, man beklagt Sie, man kann Ihnen aber nichts mehr versprechen.

Der Neveu. Ich werde mich mit diesen Empfindungen begnügen, glücklich, daß man mir diese noch bewilligen will; ich hoffe Madam und Mamsel, daß Sie mir gleichfalls Ihr Wohlwollen erhalten werden; Gott wird für das übrige sorgen, doch zweifle ich sehr, daß ich diesen Zufall überleben werde.

Mamsel Lanet. (aus dem Stegreif.) Ach! mein Herr, es ist noch nicht alles verlohren, ich weis, wie großmüthig Sie gegen mich gehandelt haben, und wie selbst mein ungewisses Schicksal nur dazu gedienet hat, mich in Ihren Augen beliebter zu machen. Ich weis, daß Sie, ehe das Unglück mit Ihrem Bruder sich zugetragen, aus Zärtlichkeit für mich das grausame Vorurtheil überwanden, und ich sehe das Vorurtheil, das Sie itzt verfolget, für eben so ungerecht und zugleich als eine gute

Gele-

Gelegenheit an, Ihnen dieses zu vergelten: ich erwarte die Personen, die mein Schicksal aufklären und entscheiden sollen, ich werde ihnen alles, was in meiner Seele vorgehet, mahlen, und ich werde sie dahin bringen, daß sie Ihrer Großmuth nachahmen sollen, ich will Ihnen sagen, daß ich nicht glücklich seyn kann, wenn man mir nicht die Freyheit läßt, alle Empfindungen, die ich Ihnen schuldig bin, zu äussern.

Der Neu. (aus dem Stegreif.) Nein, Mamsel, Ihr Schicksal wird viel besser werden, ich kann ferner nicht verlangen, daß die Verbindung mit einem Unglücklichen den Glanz desselben verdunkle; erhalten Sie mir Ihre Achtung, das ist alles was ich itzt von Ihnen bitten darf; aber was sehe ich? mein Bruder.

Dritter Auftritt.

Die vorigen. Herr Dau,

(Bruder des jungen Dorm.)

Herr Dau. Ja, mein lieber Bruder, ich bin es, erröthe nicht mich zu sehen und zu umarmen, ich bin noch immer werth, dein Bruder zu seyn; ich will sogleich dem Verdruße, den ich dir unschuldiger Weise verursachet habe, ein Ende machen: Du wirst hören, daß ich über die grausamen Angriffe auf meine Ehre, triumphire.

Der junge Dorm. Ach! mein Bruder, sollte es wohl möglich seyn? Ach! rede, gieb mir Ehre und Leben wieder.

Herr Dau. Ich weis nicht ob Ihnen allen die Sache bekannt ist. . . .

Der junge Dorm. Ja, mein Bruder, diese Personen wissen alles. . . . Der Herr ist mein Onkel von Seiten meines Vaters, und diese Damen haben die Güte sich für alles, was mich angehet, zu interessiren; wenn dich übrigens die Rechtfertigung deiner Aufführung zu mir führt, mußt du nicht selbst wünschen, daß sie allgemein bekannt sey?

Herr Dau. Sie wird es bald seyn, denn sie wird allenthalben angeschlagen werden, ich habe alle Papiere hiezu, die man haben muß. Die Sache hänget so zusammen. Du hast meine Verdammung erfahren, sie beruhete bloß auf der Treulosigkeit eines solchen Freundes, in dessen Hände ich würklich alles, was in meiner Casse seyn mußte, übergeben hatte; ich hatte ihm auch meine Rechnungen ordentlich überliefert und geschrieben, daß man ihm mein Amt anvertrauen möge. Dieser Mensch, dem ich mich anvertrauete, wußte, daß ich geflüchtet war, weil ich in einem Rencontre einen Menschen getödtet hatte, und dieser Rencontre für ein Duell ausgegeben wurde; mein ungetreuer Freund, der da glaubte, daß ich in ein fremdes Land gegangen sey, leugnete den Depot; und ich wurde verurtheilt. Ich hatte mich bey einem Freunde auf dem Lande verborgen; ich bekam so gleich Nachricht von dem ungerechten Urtheils-Spruche, ich durfte aber nicht wieder erscheinen, ich

wußte

wußte also nicht, was ich beydiesem doppelten Unglück für eine Partie ergreiffen sollte. Der Himmel hat die Unschuld beschützt. In dem Augenblick, da ich der größten Verzweiflung überlassen war, hörte ich, daß mein treuloser Freund seit vier Tagen an einem bösartigen Fieber in letzten Zügen läge, und daß er sterbend bald hernach die Wahrheit von meinem Depot und mein ehrliches Betragen entdeckt habe. In eben dieser Zeit ward auch das vorgegebene Duell für einen Rencontre erkannt, ich bin wieder zum Vorschein gekommen, und du kannst leicht denken, daß ich in alle Rechte der Ehre und der Redlichkeit wieder eingesetzt bin. Es ist mir sogar meine Bedienung wieder gegeben worden.

Der junge Dorm. Ach! ich erhohle mich. (indem er Herrn Dau umarmet.) Mein armer Bruder! habe ich wohl jemals dich einer Niederträchtigkeit fähig halten können? Ich bitte dich um Vergebung.

Herr Dau. Laß es gut seyn, mein lieber Freund, das Ungeheuer das mich zu stürzen gedachte, hat mich gelehrt, daß oft nur erst auf dem Todbette der Mensch sich so zeigt wie er ist.

Der junge Dorm. Ach! mein lieber Onkel, ich lebe wieder auf; (zu den beyden Frauenzimmern.) alle meine Hofnung lebet wieder auf, und ich schmeichle mir itzt mit dem, was man Ihnen geschrieben hat. . . .

Frau Hutin. Sie können sich itzt alles versprechen, ich bin Ihnen gut dafür.

Der junge Dorm. (zu seinem Bruder.) Urtheile, Bruder, von dem Unglücke, in welches mich deine grausame Begebenheit stürzte. Mit dem Verlust meiner Ehre, verlohr ich zugleich alle Hofnung mich mit der Mamsel zu verbinden, und nur diese kann die Glückseeligkeit meines Lebens machen.

Herr Dorm. Nun, wohlan, Kinder, Freude über Freude, alles Unglück ist vorüber; Sie, Mamsel, behaupten alle Rechte einer rechtmäßigen Geburt, und diese beyden Brüder alle Rechte der Ehre; eine so glückliche Entwickelung hätte ich nicht gehoft; aber so geht es, jedes Ding währt seine Zeit, und auf Regen folgt Sonnenschein.

Ende des neunzehenten Sprüchworts.

Die

Die gefährlichen Gesellschaften.

Zwanzigstes Sprüchwort:

Mehr Furcht als Unglück.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0285

Personen.

Herr Farnose, der ältere. } Brüder wenigstens zwanzig Jahr alt, und nur ein Jahr von einander.
Herr Farnose, der jüngere. }

Conto, Bedienter des ältern.

Ehrlich, Bedienter des jüngern.

Die Scene ist in dem Schlafzimmer des jüngern Herrn Farnose, welcher mit seinem Bruder in einem Hause wohnet. Die Handlung gehet um Mitternacht vor.

Erster Auftritt.

Herr Farnose, der ältere. Herr Farnose, der jüngere. Ehrlich, Bedienter des jüngern.

Herr Farnose, der jüngere. Was, Bruder, du begleitest mich in mein Zimmer, und hast die halbe Stadt in deinem Saale, wo man eben zu spielen anfängt; woran denkest du?

Der ältere. Ich denke, mein Bruder, daß ich zu gewissen Zeiten gerne so weise seyn möchte, als du, damit ich, wie du ruhig zu Bette gehen könnte.

Der jüngere. Und wer hindert dich, gleichfalls ein so simpeles und ordentliches Leben zu führen.

Der ältere. Wer mich hindert? die Lebensart, die ich einmal angefangen habe.

Der jüngere. Wahrscheinlicher Weise muß dir diese Lebensart so sehr gefallen, als ich sie verabscheue; es ist eine Trunkenheit, aus welcher du dich nie als durch eine Reihe von Unglücksfällen herausziehen wirst, diese werden dir die Mittel, in diesen angenommenen gefährlichen Gewohnheiten fortzufahren, benehmen. Du wirst nur durch die zu strengen Lehren des Unglücks weise werden, dies geht mir am meisten zu Herzen.

Der

Der ältere. Wie soll ich aber itzt meine Aufführung ändern, ist das jezt wohl möglich?

Der jüngere. Ja, sehr möglich, wenn du die Gesellschaften änderst, und so lebest wie ich.

Der ältere. O! mein Bruder, du wirst mir gestehen, daß deine Art zu leben sehr einförmig, monotonisch, simpel und so traurig ist, daß man vor langerweile sterben möchte.

Der jüngere. Sage vielmehr, die deinige ist so.

Der ältere. Was für ein Einfall!

Der jüngere. Kannst du wohl einen Augenblick mir Gehör geben? Ich will es dir beweisen.

Der ältere. Ja, das Spiel hat zwar schon seinen Anfang genommen, aber man mag immer erstlich hitzig werden, ehe ich komme.

Der jüngere. Du wirst noch zeitig genug kommen, setze dich nieder. (zu Ehrlich.) Geht, ich will schon klingeln, wenn ich zu Bette gehen will.

(Ehrlich gehet ab.)

Zweyter Auftritt.

Die beyden Brüder. (sitzen neben einander.)

Der jüngere. Vors erste, mein lieber Bruder, muß ich dir dein Glück und das meinige, und den Unterschied unsrer Gesellschaften vor Augen stellen,

len, nachher werde ich dir leicht beweisen, welcher von uns beyden der Vernünftigste und der Klügste ist.

Der ältere. Nun wohlan, ich höre schon!

Der jüngere. Ich habe so wie du ohngefähr tausend Rthlr. Einkünfte als Erbgut gehabt: da ich weniger Ehrgeiz und weniger Leidenschaft besitze, so bringet mir eine anständige Bedienung, die mich beschäftiget, jährlich noch tausend Reichsthaler ein. Wenn ein junger Mensch seine Einkünfte verdoppelt, indem er arbeitet, welches er thun muß, so kann er zufrieden seyn, und ich bin es auch. Ich habe allezeit eine gewisse Summe baaren Geldes, welches keinen Unglücksfällen ausgesetzt ist. Ich gehe mit redlichen Leuten um, die nicht reicher sind als ich, und also mich weder erniedrigen, noch mich zum Frosch in der Fabel machen; ich kann meinen Freunden trauen, weil wir uns an Glücksgütern, an Begierden und in der Denkungsart gleich sind. Anständige Mahlzeiten ohne Pracht, ohne Schwelgerey, wo Witz und Verstand die Speisen würzen, und die Menge der Schüsseln entberlich machen. Spaziergänge, die man wählet, mehr um die Gesundheit zu erhalten und die Natur zu bewundern, als dem Stolze und der Wollust ein Genüge zu thun. Ein Spiel, das man deswegen anfänget, um sich zu vergnügen, das, anstatt uns unruhig und geizig

zu

zu machen, uns vielmehr zu bessern Menschen und großmüthigen Freunden macht; — das ist unsere Lebensart, und dabey sind wir vergnügt und glücklich so weit es ein Mensch seyn kann: nun wollen wir einmal deine Lebensart betrachten.

Der ältere. O! bey diesem ersten Theile deiner Rede errathe ich leicht den zweyten, du wirst mir ein Gemählde davon machen, das mich beschämt.

Der jüngere. Desto besser, das wird ein Beweis seyn, daß du nicht alle Scham verlohren hast.

Der ältere. Wohlan, belustige dich, laß sehen!

Der jüngere. Du hast dein kleines Erbgut in baares Geld verwandelt; in kurzer Zeit ist dir das Spiel so günstig gewesen, daß du ein schönes Haus, Equipage, Bediente und eine gute Tafel hast, alles geht bis itzt recht gut, aber dieses Glück beruhet nur auf dem Schicksale, welches sehr lange grausam und eigensinnig seyn kann. Deine äußere Pracht hat dich mit den reichsten Finanziers, mit den reichsten Kriegesbedienten und obrigkeitlichen Personen bekannt gemacht; Was sind nun aber alle diese ehrlichen Leute in Betracht deiner? Bekanntschaften des Spiels und des Glücks. Kannst du wohl bey allen diesen auf einen wahren Freund Rechnung machen? Verliehr nur

nur diese Nacht alles was du hast, so wirst du mir morgen wohl Bescheid davon sagen.

Der ältere. O, das heisse ich die Sachen bis aufs äußerste treiben. Ihr andern kleinen Geister, ihr glaubet, daß man sich in der großen Welt nicht ebenfalls Freunde, wie ihr, machen kann! Urtheile richtiger, mein Bruder, glaube vielmehr daß man sich nützlichere und mächtigere Freunde macht, als alle eure guten ehrlichen Leute, die nichts vermögen, und deren kleine Sphäre so eingeschränkt ist, daß sie für sich selbst keine Zuflucht haben.

Der jüngere. Ich weis wohl, daß alle diese Menschen, welche entweder durch das Glück, oder durch den Rang erhoben sind, sich gemeinschaftliche Dienste erweisen, aber das geschieht darum, weil sie wohl wissen, daß man ihnen wieder Dienste erweisen kann; denn eine kleine Privatperson wie du, die sich durch Geld und Glück bis zu ihnen erhoben hat, und sich alsdann nicht erhält und fällt, ist verlohren, vergessen, und wenn man sich seiner ja erinnert, so geschiehet es ihn zu verachten, als ob man ihn nie gekannt hätte. Ich zittere für dich, mein Bruder, daß dir dieses Unglück auch einmal begegnen könnte! Aber was führest du bey deinem Glücke selbst für ein Leben? Zum Beyspiel, heute hast du einige dreyßig von unsern berüchtigten Spielern zu einem prächtigen Abendessen

eingeladen, und nach dem Essen, wird ein Ball von mehr denn hundert Personen seyn, damit es nicht aussehe, als wäre das Spiel der Bewegungsgrund zu einer so großen Ausgabe. Hast du dich nicht den ganzen Tag gequälet um Befehle zu geben, und wirst du nicht die ganze Nacht damit zubringen, dir das Blut durch alle die erschrecklichen Revolutionen, die ein großes Spiel verursachet, zu erhitzen? So lebst du fast alle Tage. Ist dieses Leben nicht, ohngeachtet des Ansehens der Unruhe desto einförmiger, da die Seele allezeit durch die Sinne hingerissen, oder durch das Verlangen im Spiel zu gewinnen, gequält wird? Du würdest ein solches Leben als eine Strafe ansehen, wenn man dir die Trunkenheit, die dich betäubet, benehmen könnte, und dich alsdann zwänge, alle Unruhen und Mühseligkeiten davon zu übernehmen.

Der ältere. Ich fühle, daß du Recht hast, inzwischen bin ich aber einmal auf diesem Wege, und ich würde von allen ausgelacht werden, wenn ich itzt so wie du leben wollte.

Der jüngere. Rede aufrichtiger, mein Bruder, und sage vielmehr, daß dein Stolz und deine Eigenliebe nicht befriediget würden; sage, daß du, wenn du, so wie ich, leben wolltest, aller Pracht entsagen müßtest, und daß du dieses nicht vermögend seyst! du bist itzt recht in deinem schönsten

Traume,

Traume, nimm dich aber in acht, daß dich nicht ein auf einander folgendes Unglück wider deinen Willen erwecke. Was sage ich? Eine unglückliche Nacht, eine einzige Nacht kann alles über den Haufen werfen.

Der ältere. Geh, mein Bruder, ich spiele, aber ich weis wohl wie weit ich gehe, ich kann mich bey dem Gewinnst mäßigen, und der Verlust verdreußt mich niemals; wohlan, ich will heruntergehen, und dir einen Beweiß davon geben.

Der jüngere. Das ist also die Frucht meiner Lehren! O! ich dachte es wohl; gehe mein Freund, dein Uebel ist unheilbar, ich wünsche dir alles mögliche Glück.

Der ältere. Und du, schlaf du für uns beyde, mein Bruder, ich wünsche dir eine gute Nacht. (Er ruft.) Ehrlich, leuchte mir.

Dritter Auftritt.

Herr Farnose der jüngere, allein
(aus dem Stegereif.)

Mein armer Bruder! der wird diese Nacht ein höllisches Spiel machen. Ich zittere für ihn; ich habe eine gewisse Ahndung daß er erschrecklich verliehren wird, ich werde die Nacht dafür nicht schlafen, ich fühle es; nun wohlan, weil ich doch

nicht schlafen kann, so will ich ihn spielen sehen; ich würde zu unruhig seyn, wenn ich hier bliebe.

Vierter Auftritt.

Herr Farnose der jüngere. Ehrlich.

Herr Farnose. Ehrlich, hat man mir meinen neuen Domino gebracht?

Ehrlich. Ja, mein Herr.

Herr Farnose. Gieb mir alles was ich gebrauche mich zu maskiren. (Der Bediente ziehet ihn zum Ball an.) Ich will auf den Ball herunter gehen. Hat mein Bruder wie er wegging, nicht den Domino gesehen?

Ehrlich. Nein, mein Herr, ich hatte ihn in dem Schranke eingeschlossen.

Herr Farnose. Erwarte mich hier, und sage für allen Dingen niemanden daß ich herunter gegangen bin.

Ehrlich. Nein, mein Herr.

Herr Farnose. Du kannst, wenn du willst, angekleidet auf deinem Bette schlafen.

Ehrlich. Ja, mein Herr, ich werde sehen.

Herr Farnose. (im Begriff wegzugehen.) Ach! ich vergaß; Ehrlich, gieb mir meine Chatulle.

(Ehrlich

(Ehrlich bringt die Chatulle.) Ich will fünf und zwanzig Louisd'or nehmen und sie im Spiele wagen; ich kenne mich, ich werde gewiß nicht mehr verliehren, und wenn ich sollte Glück haben, so werde ich die Zeit in Acht nehmen; aber ich werde masquirt spielen, denn wenn mich mein Bruder spielen sähe, würde er sich über mich aufhalten. (Er schließt die Chatulle zu, und vergißt den Schlüssel.) Thue, was ich dir gesagt habe.

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Ehrlich allein.

Ho, ho, er hat den Schlüssel an der Chatulle stecken lassen; ich muß ihm denselben hinbringen; ja, aber man möchte ihn kennen, wenn ich ihm den Schlüssel brächte. O! wahrhaftig, er soll ihn so finden wie er ihn gelassen hat, er kann sich auf meine Treue verlassen, also. . . . Ich kann mich auch auf mich verlassen. . . . Was soll ich thun? O, ich will schlafen. (Er setzt sich hin zu schlafen) Die Bedienten werden wohl unten ihr verhenkertes Spiel spielen, das macht das schöne Beyspiel der Herren. . . . (Er kehrt sich um.) Was fehlet mir denn? ich kann nicht schlafen. . . . Wenn ich so einige Thaler wagte. . . . die verdammte Chatulle glaube ich, bringt mich auf böse Gedanken. . . . Nu, nu! Ehrlich, schlaf mein Freund,

und bedenke, daß du bis dahin ein ehrlicher Kerl gewesen bist. (Er schläft ein.)

Sechster Auftritt.

Ehrlich. Conto.

Conto. (kommt leise herein und ruft:) Ehrlich, du schläfst? Ehrlich.

Ehrlich. Ach! bist du es, Conto, ja ich schlafe, was willst du?

Conto. Wie kannst du schlafen, da man unten so viel Geld von unsern Kameraden gewinnen kann?

Ehrlich. O, du weißt wohl, daß ich nicht so ein Spieler bin, wie du, gehe hin und spiele wenn du willst, und laß mich schlafen; mein Herr hat mir befohlen, ihn hier zu erwarten, ich muß hier bleiben.

Conto. Lustig, laßt uns ein jeder zwey Thaler setzen, ich will für dich und für mich spielen; laß mich nur machen, es müßte ein großes Unglück seyn, wenn ich dir nicht Geld gewönne.

Ehrlich. Du verführest mich, Conto, wohlan, nimm, siehe da sind zwey Thaler, das ist alles was ich habe, aber verliehre sie auch nicht.

Conto.

Conto. Nein, glaube gewiß, daß ich gewinnen werde, ich merke es schon.

Ehrlich. Ja, aber du bist ein unersättlicher Spieler, wenn du unser Capital verdoppelst, so bringe mir auch meinen Theil, verstehst du?

Conto. Laß mich nur machen.

(Er gehet ab.)

Siebenter Auftritt.

Ehrlich allein.

Ich will das Kästchen hinter diesen Lehnstuhl setzen; doch nein, es wird besser in dem kleinen Cabinet stehen; wenn Conto wieder herauf käme, so könnte er es nur sehen, und er dürfte nur alle sein Geld verlohren haben. . . . Er ist ein abscheuliger Spieler. . . . und Spielern muß man nicht viel trauen. . . . Nun will ich ein Buch nehmen, denn es lohnt sich nicht der Mühe daß ich itzt einschlafe. . . . Er wird bald wieder herauf kommen, und auf eine so kurze Zeit würde mir der Schlaf mehr übel als gut thun. . . . Was werde ich wohl lesen? (Er sucht auf dem Schreibtisch.) Youngs Nachtgedanken. Dieser Mann hat des Nachts geschrieben, das ist wohl gewiß so einer gewesen der seinen Herrn so erwartete, als ich. (Er liest sachte.) Ach! das Buch spricht nur vom

Tode, von der Geschichte der Seele: O, dabey würde ich einschlafen, ich muß ein anderes suchen.

Achter Auftritt.

Ehrlich. Conto.

Conto. Warlich, guter Junge, es thut mir leid, aber unser Capital ist gesprengt.

Ehrlich. Ists wahr?

Conto. Ja, es ist gewiß wahr. Ein verzweifelter Mensch mit dem ich spielte, hat zehnmal getroffen; ich will hören, ob du von neuen etwas zusammen bringen willst.

Ehrlich. Du weißt, ich habe dir gesagt, daß ich nur diese zwey Thaler hätte, also. . . .

Conto. O, du scherzest, ein so ordentlicher Kerl, wie du, hat allezeit einen verborgenen Schatz; wenn du nicht willst daß ich mehr Hazardspiele spielen soll, so wollen wir es besser machen, laß uns Piquet mit einander spielen. Du weißt, daß du besser als ich spielest, und dann wirst du einen Zeitvertreib haben, da du doch auf deinen Herrn warten mußt, welcher gewiß die Nacht mit Tanzen zubringen wird.

Ehrlich.

Ehrlich. Piquet spielen? Aber, ich habe hier keine Karten.

Conto. O, wenns nur daran fehlt, so habe ich ein Spiel, das ich unten genommen habe.

Ehrlich. Aber. . . . Nein, ich mag nicht spielen. (bey Seite.) Er spielet schlecht, wenn ich doch wüßte ob ich meine zwey Thaler mit einigen aus dem Kästchen wieder gewinnen könnte. . . . (laut.) Du willst also schlechterdings spielen?

Conto. Wohlan, laß dich nicht so viel bitten, du hast so viel Lust dazu als ich.

Ehrlich. Hurtig, mache den Tisch fertig, ich bin gleich bey dir. (Er gehet nach dem Kästchen hin, welches er aufmacht.) (vor sich.) Aber Ehrlich! ists möglich? du willst deinen Herrn bestehlen? —

Neunter Auftritt.

Die vorigen, Herr Farnose, der jüngere.

Herr Farnose. (indem er herein tritt, verbirgt er einen großen Beutel mit Gold unter dem Kopfkissen.) Ehrlich, nimm mir meinen Domino ab; was machtest du da?

Ehrlich. (Welcher das Kästchen wieder zugeschlossen hat, aber ein wenig zerstöhrt aussiehet.) Ich that. . . .

Nichts, mein Herr, ich brachte Ihren Tisch in Ordnung. . . . Sehen Sie da, mein Herr, ist Ihr Schlüssel zu dem Kästchen, den Sie vergessen hatten. (Bey Seite.) Gottlob! daß mein guter Herr kam; wer weiß ob ich der verfluchten Versuchung widerstanden hätte.

Herr Farnese. Bist du da, Conto? dein Herr macht schöne Sachen, er hat große Summen verlohren.

Conto. Ach! mein Gott, ich will geschwinde herunter gehen.

(Er gehet ab.)

Zehnter Auftritt.

Herr Farnese der jüngere. Ehrlich.

Herr Farnese. (zu Ehrlich.) Lege meinen Domino und meine Masque auf mein Bette, und gieb geschwinde meinen Schlafrock her. (Ehrlich ziehet ihm das Nachtzeug an.) Mein Bruder wird gleich herauf kommen, nimm dich in Acht, und sage ihm bey Leibe nicht, daß ich herunter gegangen bin.

Ehrlich. Nein, mein Herr.

Eilfter Auftritt.

Herr Farnose der ältere. Herr Farnose der jüngere, sitzt in einem Lehnstuhle. Ehrlich.

Herr Farnose der ältere. (kommt sachte, zu Ehrlich.) Ehrlich, schläft dein Herr?

Ehrlich. Nein, mein Herr, da ist er in seinem Lehnstuhle.

Der ältere. Warum bist du denn nicht zu Bette gegangen, mein Bruder?

Der jüngere. (zu Ehrlich.) Ehrlich, verlaß uns.

(Ehrlich gehet ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die beyden Brüder, sitzend.

Der jüngere. Mein lieber Bruder, ich bin eben aufgestanden, weil ich die ganze Nacht hindurch über das, was dir im Spiel begegnen könnte, so unruhig gewesen bin, daß ich nicht ein Auge habe zuthun können.

Der ältere. Ach! mein Bruder, deine Unruhe ist nicht ungegründet gewesen. Mein lieber Bruder, ich bin. . . . Ich bin ruiniret.

Der jüngere. Wie? ruiniret! . . . .

Der

Der ältere. Ja, ich habe alles mein baares Geld verlohren. . . . Betäubt über mein Unglück, und in der Hofnung, daß es sich doch endlich ändern würde, habe ich noch oben drein dreytausend Louisd'or auf mein Wort verlohren.

Der jüngere. Dreytausend Louisd'or!

Der ältere. Ja, eine verdammte Masque, die niemand kannte, hat mir gehalten was ich gesetzt habe, ich war eigensinnig und bin ohne alle Hülfe ruiniret. . . . Ich bin in der größten Verzweiflung. . . .

Der jüngere. Wo ist denn diese Masque geblieben?

Der ältere. Er sagte mir, er sey einer deiner Freunde, und würde hieher kommen, mit dir und mit mir, über das, was ich ihm schuldig bin, Richtigkeit zu machen.

Der jüngere. Und welche Richtigkeit kannst du denn machen, lieber Bruder? drey tausend Louisd'or!

Der ältere. Ach! mein Bruder, ich bin ein unglücklicher Mensch, ich weis es wohl, aber dennoch muß ich ihn hier erwarten, und wir müssen ihn sprechen.

Der

Der jüngere. Ihn sprechen? ich weis nur eine Hülfe, eine Art mit ihm zu reden, und diese bestehet darinnen, daß wir uns beyde zu seinen Füssen werfen und ihn bitten, daß er dir Gnade wiederfahren lasse und dir keine Schande mache.

Der ältere. Ach! mein Bruder, wenn es nur allein mich beträfe, so verdiene ich wohl diese Demüthigung; aber daß du derselben solltest ausgesetzet seyn, du mein Bruder! Ich werde alles verkaufen, ich werde nichts mehr in der Welt haben, aber ich will doch bezahlen. . . .

Der jüngere. Du sagst, daß er mein Freund ist; wenn er großmüthig genug wäre dir die starke Summe, die du ihm schuldig bist, zu erlassen, unter der Bedingung, daß du einen Eid ablegtest, nie wieder zu spielen, würdest du es thun, und würdest auch Wort halten?

Der ältere. Ach! mein Bruder, womit schmeichelst du mir, sollte wohl ein Mensch auf Erden so großmüthig seyn?

Der jüngere. Vielleicht, ja, mein Bruder; wir wollen es einmal so annehmen. Willst du mir auf deine Ehre versprechen, in deinem Leben nicht mehr zu spielen?

Der

Der ältere. Wenn ich ihm verspräche! Ach Himmel! . . . . Bruder, ich schwöre dir bey allen. —

Der jüngere. Gut, mein Bruder, ich bin die Masque, die alles gewonnen hat. (Er sucht den Beutel mit Gold.) Ich erlasse dir die versprochenen drey tausend Louisd'or, und da ist dein Gold; (Er zeigt ihm seinen Domino.) Siehe, ist das nicht der verhenkerte Domino, und die grausame Masque, die dich banquerot gemacht hat?

Der ältere. Ach! mein Bruder, ich sehe wohl. . . . Ist es möglich? Ach; mein lieber Bruder, laß dich umarmen.

Der jüngere. Ich will diese Umarmung mit der Bedingung annehmen, daß du deinen Eid halten wirst.

Der ältere. (aus dem Stegereif.) Ja, mein Bruder, ich schwöre es dir, dein weiser Rath ist jezt in meiner Seele mit feurigen Buchstaben eingegraben, welche sie erleuchten, und verändern. Ich werde dir meine Erhaltung und meine Ruhe zu danken haben.

Der jüngere. Und ich, mein lieber Bruder, ich bin dir das reinste Vergnügen schuldig, das ich em-

empfunden habe, und in meinem Leben noch empfinden werde; nehmlich, meinen Bruder von einer Leidenschaft geheilt zu haben, welche dadurch, daß ich alle Tage für ihn zittern mußte, das Glück meines Lebens vergiftete. Nur, lieber Bruder, halte mir dein Wort, denn du möchtest nicht wieder so wohlfeil die Erfahrung machen können, daß Spielen ein gefährliches Handwerk ist.

Ende des zwanzigsten und letzten Sprüchworts.

S

51 24/h,24

AB 51 24/h,24

Ha 6650 b

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0309

Spiele
der
Kleinen Thalia.
Oder:
Neue kleine
dramatische Stücke
über
Sprüchwörter,
zur Bildung der Sitten der Kinder und jungen Leute von fünf bis zwanzig Jahren.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-47358/fragment/page=0311